Ein
Lesebuch
für
Stadtkinder.

Von

Andreas Sutor.

München, bey Joseph Lentner.

1790.

Nro 1054.

Ein Lesebuch für Stadtkinder.
Von Andreas Sutor.

Imprimatur

Regiſtr. Fol. 151.

Sign. München im churfürſtl.
Bücher - Censur - Collegium
den 17. September 1789.

Loco des churfürſtl. w. R.
und Sekretär F. X. Graf
ſubſcripſit A. Auracher.

Vorrede.

Ich habe ein Lesebuch für **Stadtkinder** meines Vaterlandes schreiben wollen, so wie Hr. v. **Rochow** eins für Kinder auf dem Lande geschrieben hat.

In dieser Absicht habe ich Materialien gesammelt, umgeschaffen, selbst erdacht, und so zugeschnitten, wie ichs für meine kleinen Landesleute nützlich hielt.

Entspricht mein guter Wille dem Zwecke nicht, den ich mir vorgesetzt habe, so wünsche ich, daß dieses Büchchen den Kindern wenigst so lange dienen möchte, bis ein bessers nachkömmt.

Und nun einige Worte an die Herren Schullehrer.

Die

Die Gespräche und Geschichten, welche hier vorkommen werden, sollen Lehrern Gelegenheit geben, sich mit Kindern nützlich zu unterhalten. Nicht **Leseübung** soll der Hauptzweck, sondern

Beybringung neuer, oder **Deutlichmachung** derjenigen Begriffe, die schon im Kopfe der Kleinen liegen, und dann **Belehrung** seyn über die Wahrheit, welche im Stücke, das gelesen wird, vorkömmt.

Ich will einige Regeln niederschreiben, welche Lehrern ihr Geschäft beym Gebrauche dieses Büchchens erleichtern können.

1) Kinder sollen **fassen**, und das Gefaßte **behalten**. Wenn man also ein Stück hat lesen, und öfters durchlesen lassen, so läßt man das Buch zuschließen, die Geschichte, oder das Stück wieder erzählen, und sieht, ob sie das Gelesene verstanden haben, das ist, man fängt mit den Kin-

Kindern eine **freundschaftliche Unterredung** an, und leitet sie durch Fragen auf den Punkt hin, der für sie Lehre ist.

2) Die Fragen müssen **leicht** seyn, und dem Kinde die Mühe zu denken, zu urtheilen und zu schließen angenehm machen, das heißt so viel, als das Kind soll sich nicht viel anstrengen dürfen, um antworten zu können. Es muß also allemal derjenige Begriff vorgehen, auf welchen sich die Frage, welche nachfolgt, bezieht, das ist, die Sache, worüber gefragt wird, muß dem Kinde aus dem gemeinen Leben, oder aus dem Unterrichte, der vorhergegangen ist, bekannt seyn; kurz, die Frage soll der Antwort des Kindes, und die Antwort der Frage des Lehrers Anlaß geben. Diejenigen Begriffe müssen also immer zu nächst an einander gränzen, oder was eins ist, unter Fragen und Antworten darf kein Sprung gemacht werden; sie müssen ungezwungen und von sich selbst zusammenhängen.

3)

3) Jede Frage soll so eingerichtet seyn, daß nur eine richtige Antwort darauf folgen kann. Das Kind muß also auf die **Haupt- und Nebenbegriffe** aufmerksam gemacht werden.

4) Man trage bekannte Sachen nie mit unbekannten Worten oder Redesätzen, und noch weniger unbekannte Sachen mit unbekannten Worten vor. Der Lehrer muß die Faßungskraft seiner Schüler kennen, sich nach ihrer **Sachen- und Sprachekenntniß** richten, und dann die Gabe besitzen, sich über den Gegenstand, den er behandelt, faßlich auszudrücken.

5) Die neuen Begriffe müssen an diejenigen geknüpfet werden, die schon vorhanden sind. Die alten Begriffe müssen also zuvor untersuchet, ins Klare und in Ordnung gebracht werden. Umschreibungen, Beyspiele, Vergleichungen, Darstellung eines Gegenstandes u. s. f. sind die Mittel einen dunkeln oder verworrenen Be-

griff

griff hell zu machen. Wer anders verfährt, wird den Lehrling zu einem gedankenlosen Nachsprechen gewöhnen. Man übereile also nichts; und kann man einen Begriff noch nicht **anschaulich** machen, so warte man lieber der Zeit ab, sonst giebts eine Lücke, und die Folgen können schädlich werden.

6) Vorausgesetzt, daß der Schüler das Ganze mit einem Blicke übersehen hat, so muß man die Wahrheit, über welche er belehret werden soll, auf ihn **anwendbar** machen, das ist, man bringt die Sache auf die Erfahrung und Empfindung des Kindes zurücke, z. B. wenn vom **Mitleiden** die Rede wäre, könnte man fragen: Wie wars dir, da deine Mutter krank lag? u. s. w. Dann zeigt man ihm die guten, oder schädlichen Folgen des Thuns oder Lassens.

7) Man sucht beym Kinde einen Entschluß zu erwecken, das Gute zu thun, und das Böse zu lassen. Vielleicht giebt

es

es noch einmal Gelegenheit, mehr von dieser Materie zu sprechen. Es versteht sich von sich selbst, daß der Lehrer auch Sprachfehler berichtige.

Itzt ein Beyspiel über die **praktische** Behandlung einer Geschichte. Ich setze, man lasse die Geschichte auf der 5ten Seite N. 2. lesen.

Lehrer. Waren des Schmieds und Schlossers Buben brave Kinder? **Schül.** Nein (a).

L. Warum war Christian nicht brav? Sch. Weil er Konraden mit einem Steine ins Aug geworfen hat. L. Hat dann Christian

(a) Man sey mit dem Ja und Nein der Kinder nicht gleich zufrieden, sondern halte sie an, einen vollkommnen Satz beym Antworten hervorzubringen, z. B. Nein, sie waren nicht brav; sonst ist man sehr oft nicht versichert, daß sie die Frage verstanden haben; denn Kinder antworten manchmal, ohne daß sie auf die Frage aufgemerket haben.

stian Konraden gesehen, als er mit dem Steine warf? Sch. Nein, er hat ihn nicht gesehen. L. Ists dann gefehlt, wenn man jemanden mit einem Steine trifft, und den Willen nicht hat, auf ihn zu werfen? Sch. Ich dächte, es wäre nicht gefehlt (b).

L. Soll man nicht zuvor, ehe man wirft, umsehen, ob niemand da ist, den man mit dem Steine treffen könnte? Sch. Ja, man sollte umsehen. L. Wenn man aber nicht umsieht, und doch mit Steinen wirft? Sch. Dann ists gefehlt. L. Warum gefehlt? Sch. Weil man jemanden mit dem Steine treffen könnte. L. Richtig. Hat sich Christian umgesehen? Sch. Nein, er hat sich nicht umgesehen. L. Hat also Christian gefehlt? Sch. Ja, er hat gefehlt. L. Wenn er aber umgesehen, und niemanden gegenwärtig gefunden hätte,

(b) Diese Frage war zusammengesetzt, und für die meisten Kinder zu schwer. Der Lehrer muß sie also in mehrere Fragen auflösen, und jede Wahrheit einzeln darstellen.

te, wäre das Werfen recht gewesen? Sch. Ja, dann hätte es weiter nichts zu bedeuten gehabt. (c).

(d) L. Ists recht, wenn man thut, was die Aeltern verbothen haben.? Sch. Nein, das ist böse. L. Hat der Vater Christianen das Steinwerfen nicht verbothen? Sch. Ja, er hats ihm verbothen. L. Wars also recht, daß Christian geworfen hatte? Sch. Nein, das war nicht recht. L. Wenn aber der Vater Christianen das Steinwerfen nicht verbothen und sich Christian umgesehen hätte, ob er niemanden trä-

(c) Diese Antwort ist unvollständig. Aber sie konnte nicht anders ausfallen; denn der bestimmte Begriff, auf welchen eine vollständige Antwort hätte folgen können, ist noch nicht vorgegangen. Der Lehrer muß also die Frage wieder vereinfachen.

(d) So oft ein neuer Absatz kömmt, ists ein Zeichen, daß ein anders Kind ausgefragt wird.

träfe, hätte er dann werfen därfen? Sch. Ja, dann hätte er schon werfen därfen (e).

L. Wohin warf wohl Christian? Sch. In des Schlossers Obstgarten. L. Darf man jemanden mit Steinwerfen Schaden thun? Sch. Nein, das darf man nicht. L. **Nützet, oder schadet** man (f), wenn man Steine in andrer Leute Gärten wirft? **(Das Kind schweigt)** (g).

L. Haben es die Leute gerne, wenn man Steine in ihre Obstgärten wirft? Sch. Nein, das haben sie nicht gerne. L. Warum haben sie es dann nicht gerne? Sch.

(e) Diese Frage war zu unbestimmt. Der Lehrer muß also das Kind durch eine neue Frage auf die vollständige Antwort hinleiten.

(f) Man gehe über kein Wort, und keinen Redesatz hinüber, ehe man überzeugt ist, daß Kinder richtige Begriffe davon haben. Man vergesse also nie, daß man Kinder vor sich habe.

(g) Hier muß die Frage umgewandt, und leichter gemacht werden.

Sch. Weil sie sich die Sicheln oder Sensen an den Steinen verderben, wenn sie das Gras abmähen (h).

L. Nützet oder schadet man also, wenn man Steine in die Obstgärten wirft? Sch. Man schadet. L. Also hätte ja Christian gar nie in des Schlossers Obstgarten mit einem Steine werfen sollen? Sch. Nein, er hätte es nicht thun sollen.

L. Hätte Christian mit dem Steine geworfen, wenn sein Vater zugegen gewesen wäre? Sch. Nein; denn sein Vater hatte ihms ja verbothen. L. Sah ihn dann niemand anderer werfen, weil ihn sein

Vater

(h) Diese Antwort ist so ziemlich getroffen; und weil sie ganz zum Zwecke taugt, so bin ich der Meynung, daß der Lehrer zu weit ausschweifen würde, wenn er Kinder dießmal über die Beschaffenheit des steinichten Erdreiches, u. d. gl. belehren wollte. Man muß und darf wohl Seitengänge machen; aber der Hauptbegriff darf Kindern nie zu weit aus den Augen gerücket werden.

Vater nicht sah? Sch. Nein, niemand sah ihn (i).

L. Sieht Gott nicht alles, was wir thun? Sch. Ja, Gott sieht alles. L. Also hat ihn doch Gott gesehen? Sch. Ja, Gott hat ihn gesehen. L. Hätte Christian nicht denken sollen, daß ihn Gott sieht, und das Böse strafen könne? Sch. Ja, das hätte er denken sollen.

L. Hatte Konrad Erlaubniß, die geladene Flinte anzurühren (k). Sch. Nein, er hatte sie nicht; denn der Vater hatte ihms auch verbothen. L. That er dann nicht, was der Vater wollte? Sch. Nein, er hatte die Flinte in die Hand genommen. Warum nahm er sie dann in

Ge-

(i) Die Antwort zeigt, daß der Begriff des Wörtchens niemand bestimmt werden müsse.

(k) Der Lehrer muß Kindern den Begriff von einer geladenen Flinte deutlich zu machen suchen.

Gegenwart des Vaters nicht in die Hand? Sch. Weil er sich vor seinem Vater gescheuet hat. L. Aber er hat sich ja doch nicht gescheuet, als sein Vater weg war? Sch. Nein, da nicht. L. Hätte er dann nicht auch denken sollen, daß ihn Gott sieht? Sch. Ja freylich hätte ers denken sollen. L. Warum hat ers dann nicht gedacht? Sch. Er muß darauf vergessen haben. L. So gehts, wenn man auf Gott vergißt (l). Was ist Christianen geschehen? Er wurde in den Fuß geschossen. L. Und Konrad — — ? Sch. verlor ein Aug (m).

L.

(l) Dergleichen Lehren können öfters vorkommen ohne daß sie in Fragen eingekleidet werden. Nur sollen sie nicht lange seyn, und zur Sache gehören.

(m) Hier könnte man Kinder auf ihre eigne Empfindung aufmerksam machen, z. B. Wie giengs dir neulich, da dir dein Vater das Laufen auf der Gasse verbothen hatte, und du doch wieder liefst? u. s. f.

L. Wenn dir deine Aeltern etwas schaffen, oder verbiethen, was willst du thun? Sch. Ich will ihnen gehorsamen (n). Und warum willst du ihnen gehorsamen? K. Weil mirs Gott sonst übel möchte gehen lassen. L. An wen willst du denken, wenn du allein bist, und nicht gerne gehorsamst? Sch. An Christianen, und Konraden.

Lehrer werden leicht einsehen, daß ich noch weitläuftiger werden könnte; aber genug, ich wollte ja nur ein Beyspiel geben.

Wenn man Kinder aus der ganzen Geschichte so durchgefragt hat, so kann man sie dieselbe noch einmal kürzlich wiederholen lassen. Z. B. L. Wer von euch weiß mir jetzt etwas von Christianen und Konraden zu erzählen?

Die

(n) Da ist Worterklärung nöthig. Gehorsamen heißt, etwas, das Aeltern gebiethen, gerne und willig thun, oder unterlassen. Z. B. wenn dir dein Vater schafft 2c.

Die Kinder werden der Reihe nach etwas erzählen: Ich will einige Antworten hersetzen.

A) Christian und Konrad waren ihren Aeltern ungehorsam.

B) Sie waren ihnen ungehorsam, da die Aeltern nicht zugegen waren.

C) Und dachten nicht daran, daß sie Gott sehe, und strafen könnte.

D) Christian warf gerne mit Steinen, und sah nicht um, ob er Schaden anrichten könnte, u. s. w.

Endlich ermahnet sie der Lehrer, daß sie ihren Aeltern gehorsamen, und sich bey allen ihren Gedanken, Worten und Werken an Gottes Allwissenheit erinnern sollen.

Ein

I.

Ein Gespräch von Gott.

Ein Vater gieng an einem Frühlingsmorgen mit seinem Sohne, als er das erstemal mit ihm von Gott reden wollte, ins weite Feld, und stieg dort auf eine Anhöhe.

Sohn. Wie schön, lieber Vater, wie schön siehts da um und um aus!

Vater. Du weißt, daß ich dir gerne eine Freude mache. Setze dich also neben mir in den Schatten her, und sieh dich recht um. — Nicht wahr, hier siehst du mehr, als daheim in der Stube?

S. O ja, hundertmal mehr!

V. Weißt du noch, wie man das Ding heißt, worauf wir sitzen?

S. Sie sagten mir, man heiße es die Erde.

V. Wenn wir so weit giengen, als wir da vor uns hersehen, meynst du nicht, daß

wir einmal an einen Ort kämen, wo die Erde aufhörte?

S. Ich meyne ja.

V. Nein, mein Sohn! wir möchten so weit gehen, als wir wollten, so würden wir Bäume, Felder, Wasser, Menschen, oder Thiere antreffen; und zuletzt könnten wir wieder auf den nämlichen Platz kommen, wo wir jetzt sind.

S. Das wäre wunderbar!

V. Erinnere mich zu Hause. Ich will mit dir eine Reise um die Erde auf einer **Kugel** machen, um welche ein Papier herumgepappet ist, das man **Landkarte** nennt. Noch eins. Könntest du alle diese Sachen, die du jetzt siehst, bey der Nacht auch sehen?

S. Nein.

V. Warum dann nicht?

S. Weils nicht Tag wäre.

V. Aber warum ists dann jetzt **Tag**?

S. Weil die Sonne scheint.

V. So wohl. Also ist die Sonne ein **Licht**, das ist, sie leuchtet uns; und weil sie uns leuchtet, so ists Tag. Aber wenn ein Nebel aufstiege, oder Wolken am Himmel wären, könntest du doch noch sehen?

S. Ja, aber so hell wåre es nicht, wenn sich die Sonne hinter den Wolken verbergen würde.

V. Wenn aber die Sonne nicht mehr scheint?

S. Dann ists Nacht.

V. Und wenn man bey der Nacht arbeiten will, was muß man thun?

S. Ein Licht anzůnden.

V. Z. B. Wenn der Bauer bey der Nacht ackern wollte, und sich ein Licht anzůndete, kőnnte er bey der Nacht so gut, wie beym Tage arbeiten? Oder wenn wir auf dem Hůgel da mehrere Lichter anzůndeten, kőnnten wir alles das so sehen, wie wirs jetzt sehen?

S. Ich glaube nicht.

V. Siehst du, daß die Sonne mehr werth ist, als alle Lichter seyn wůrden? — Aber was fůr ein dunkler Flecken ist dann da, wo wir sitzen?

S. Es ist der Schatten, den die Båume von sich werfen.

V. Sitzest du im Sommer lieber am Schatten, als an der Sonne?

S. Ja, an der Sonne wåre es mir zu warm.

V. Also macht die Sonne auch warm. Aber macht sie dir immer fort gleich warm?

S. Nein; wenn sie hinter den Wolken steckt, oder wenn ich am Schatten sitze, macht sie mir weiter nicht warm.

V. Macht sie dir im Winter warm?

S. O nein! im Winter frierts mich oft, daß mir die Zähne klappern.

V. Wie würde es uns wohl gehen, wenns beständig Winter wäre.

S. Wir müßten uns einheizen,

V. Aber hätten wir wohl Holz genug? Und wo nähmen wir dann Getreid, Obst, Gemüs, u. s. f. her? — Doch, wenn der Winter eine Zeit gedauert hat, wirds dann nicht nach und nach wieder wärmer?

S. Ja; denn auf den Winter folgt der Frühling.

V. Was beobachtest du im Frühling auf den Aeckern, Wiesen, an den Bäumen, in den Gärten, u. d. gl.

S. Getreid, Gras, und Bäume werden wieder grün. Man sieht Blumen, hört die Vögel singen, und —

V. Halt! da fliegt ein Weinfalter (Schmetterling). Ich will dir etwas davon erzählen. Sieh, auf dieser Staude ist ein Wurm. Man nennt ihn Raupe. Er nährt sich von den Blättern der Staude. Wie er anfängt größer zu werden, wird ihm nach

und nach seine Haut zu eng, und er spaltet sich auseinander, oder, wie man sagt, der Wurm häutet sich.

Unter der alten Haut steckt schon wieder eine neue. Oft bekommen solche Raupen wohl viermal eine neue Haut. Zuletzt nehmen sie aber ganz eine andre Gestalt an, als sie zuvor gehabt haben. An einigen sieht man eine harte Schaale, aber keinen Fuß, und keinen Mund mehr. Sie kommen heraus, als wenn sie todt wären; und da heißt man sie Puppen. Andre spinnen sich, ehe sie sich in Puppen verwandeln, ein Gespinnst, und wickeln sich darein, wie z. B. die Seidenwürmer. Oder sie spinnen sich einen Faden, und hängen sich damit an Bretter, Bäume, Mauern, u. d. gl. Wieder andre kriechen gar unter die Erde.

Wenn sie eine Zeit Puppen geblieben sind, so kommt das schöne Thierchen, der Schmetterling, hervor, breitet seine Flügel aus, und fliegt davon. So gehts auch mit den meisten Käfern, und Mücken.

S. Was doch das alles ist!

V. Ja, mein Sohn, ich will dir noch weit mehr erzählen. Wenn du willst, nimm eine Raupe mit dir nach Hause, futtre sie fleißig mit den Blättern derjenigen Staude, wovon du sie herabgenommen hast; und du

wirst

wirst alles, was ich dir davon gesagt habe, mit eignen Augen sehen.

Fortsetzung.

V. Jetzt wollen wir wieder fortfahren, wo wirs vorher gelassen haben.

Du hast also beobachtet, daß es im Frühling wärmer werde; beobachtet, daß alle diejenigen Sachen, die im Winter unter Schnee und Eise verborgen lagen, jetzt wieder zum Vorschein kommen, und zu grünen anfangen. Glaubst du aber, daß die Wärme allein schon hinreiche, die Pflanzen z. B. wachsen zu machen?

S. Nein, Vater; ich habe vor einem Jahre Erbsen in ein Geschirr voll Erde gelegt, und an die Sonne gestellt; und es ist mir keine einzige Erbse hervorgewachsen. Die Mutter sagte mir, ich hätte sie fleißig mit Wasser begießen sollen.

V. So ists. Den Pflanzen ist auch Feuchtigkeit nöthig, und schön Wetter und Regen müssen miteinander abwechseln.

Wenns aber im Frühling auf einmal so heiß wäre, wie mitten im Sommer?

S. Ich denke, es wäre besser?

V. Warum besser?

S. Weil die Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen, Aepfel, und Birnen eher zeitig würden.

V.

V. Aber, mein Kind, es giebt Gewächse, die eher reif werden, wenn sie mehr Feuchtigkeit, und weniger Wärme haben, und dann wieder andre Gewächse, die eher reif werden, wenn sie mehr Wärme, und weniger Feuchtigkeit haben. Würde die erste Art von Gewächsen nicht vor Hitze, und die zwote aus Mangel der Feuchtigkeit verwelken müssen? Doch, gesetzt, es würden alle Pflanzen, und Früchte miteinander reif; hätte man wohl Zeit genug sie alle miteinander einzusammeln, und aufzubewahren? Noch mehr, wenn einige Früchte zur Zeit der größten Hitze reif würden, so könnte man nicht einmal daraus machen, was man jetzt daraus macht. Z. B. Wein, den man im Herbste aus den Trauben preßt, würde bey der Sommerhitze zu Eßig werden.

S. Das ist ganz etwas anders, lieber Vater! alles das habe ich nicht gewußt.

V. Doch weiter. Was kömmt nach dem Frühling für eine Jahrszeit?

S. Der Sommer.

V. Sieht man im Sommer auch noch diejenigen Blüthen an den Bäumen, die man im Frühling sieht?

S. Nein, im Sommer sieht man die Früchte dafür.

V. Was thut der Bauer im Sommer mit dem Grase?

S. Er måht es ab, und dörrt es an der Sonne.

V. Wem dient das grüne, wem das gedörrte Gras, oder das Heu zur Speise?

S. Den Pferden, Ochsen, Kühen, und auch andern Thieren.

V. Was machen dann so viele kleine Thiere z. B. die Schmetterlinge auf den Blumen, Båumen, Gråsern?

S. Sie suchen sich ihre Speise.

V. Und wem dienen diese Thierchen zur Speise?

S. Zur Speise? Vater, wer wird doch diese Thierchen, z. B. Mücken essen mögen!

V. Ja ja, Vögel, Fische, Frösche, u. d. gl. suchen sie begierig auf; und mir scheint es, daß ein einziger Vogel den Tag über mehr, als hundert Mücken frißt. Gieb nur Achtung, wenn die Mücken gegen den Abend so herumsumsen, so fliegen die Schwalben darauf los, und schnappen sie weg.

S. Ja, das habe ich schon manchmal gesehen; aber daß sie die Mücken fressen möchten, das håtte ich nie gedacht.

V. Ists im Herbste auch noch so warm, wie im Sommer?

S. Nein, in der Frühe und am Abend ists schon ziemlich kalt.

V. Wie sehen in der Frühe die nassen Kügelchen aus, die im Sommer auf dem Grase, und den übrigen Pflanzen liegen, und wenn im Sommer die Sonne darein scheint, so schön glänzen, kurz, wie siehts mit dem Thau aus?

S. Er ist gefroren.

V. Gefroren? Das heißt so viel, als: Es giebt Reif. — Und die Bäume?

S. Die grünen nicht mehr schön. Sie werden nach und nach welk, und es fällt das Laub ab.

V. Und die Tageslänge?

S. Diese nimmt auch ab. So ists z. B. im Weinmonate um 7 Uhr schon Nacht, da es im Heumonate um 9 Uhr noch Tag ist.

V. Was machen aber die Vögel?

S. Einige singen nicht mehr; einige nicht mehr so schön, und einige sieht man gar nicht mehr, z. B. die Schwalben.

V. Du hast recht wohl acht gegeben.

S. Aber wo sind dann im Winter die Schwalben?

Ich will dirs sagen. Je mehr die Kälte zunimmt, desto weniger werden die Mücken, und je weniger die Mücken werden,

desto

desto weniger wird das Futter für die Schwalben. Siehst du, wie das aufeinander geht? Nun also, die Schwalben verbergen sich dann in hohlen Bäumen, hinter dem Gestade der Flüsse, u. d. gl. und schlafen so lange, bis sie die Wärme im Frühling wieder aufweckt. Einige Vögel fliegen gar von uns weg, und suchen sich ein wärmers Land, z. B. die Störche; sie kommen aber wieder zu uns, wenns in unserm Orte warm wird.

Jetzt, mein Sohn, werden wir bald zum Mittagsessen nach Hause gehen müssen.

S. Ja, Vater, aber sagen Sie mir doch noch zuvor, was uns dann die großen Berge nützen, die ich dort in der Ferne sehe?

V. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley, Eisen, Steine, und noch viele andre Sachen werden aus den Bergen gegraben; und das frischeste reinste Wasser, das sich vom Regen und Schnee zusammensetzt, kömmt aus den Bergen. Erinnerst du dich noch, wie wohl dir ein frischer Trunk Wasser manchmal im Sommer thut? Und sind nicht gute Fische im frischen Wasser? — Aber, wie gesagt, es ist Zeit zum Heimgehen. Sie gehen miteinander.

Fortsetzung.

V. Nun, wie hats dir auf dem Hügel gefallen?

S.

S. Wohl, wohl! Sie haben es recht gut mit mir gemeynt, daß Sie mich hieher geführt haben.

V. Das ist mir lieb. Aber meynst du, daß es übers Jahr um diese Zeit auch wieder so auf diesem Hügel aussehen werde, wie es jetzt aussieht?

S. Ja.

V. Aber warum meynst du das?

S. Warum ichs meyne? Ich — ich meyne es so.

V. Höre. Es ist schon viele tausend Jahre so gewesen; und es wird auch künftig noch so seyn. Du hast doch meinen Bücherkasten schon oft gesehen?

S. Ja, Vater!

V. Liegen die Bücher alle unter einander?

S. Nein, sie stehen der Ordnung nach, die größern voraus, dann die kleinen, und zuletzt die kleinsten.

V. Haben sich die Bücher selbsten so in die Ordnung gestellt?

S. O, nein lieber Vater! wenn ich von der Schule nach Hause komme, und meine Bücher nicht hübsch aufräume, so bleiben sie gewiß liegen, wo ich sie hingelegt habe. Kein einziges stellt sich an sein gehöriges Ort.

V. Wer glaubst du dann, daß meine Bücher in Ordnung gerichtet habe?

S. Ich glaube, Sie.

V. Du hast recht. Merke dirs also: wo du immer bey einem Dinge Ordnung wahrnimmst, da muß jemand gewesen seyn, der die Ordnung gemacht hat. Du weißt, daß alle Jahre Frühling auf den Winter, Sommer auf den Frühling, und Herbst auf den Sommer folgt. Wer mag wohl diese Jahrszeiten so ordentlich auseinander folgen lassen?

S. Ich habe in der Schule und Christenlehre gehört, es wäre Gott, der das Ding so eingerichtet hätte.

V. Komm, laß dich umarmen, mein Kind! Wie lieb ists mir, daß ich einmal mit dir von Gott sprechen kann. — Geh, heb mir jetzt diesen Stein von der Erde auf.

S. Er bemüht sich diesen Stein aufzuheben. Vater, er ist mir zu schwer, ich kann ihn nicht aufheben.

V. So will ich ihn aufheben. Sieh, ich bin mächtiger, als du. Ich kann den Stein heben; aber es giebt Leute, die noch weit schwerere Steine heben, und mit sich fortragen können; und diese Leute sind dann noch mächtiger, als ich bin.

Wenn

Wenn einer aber alles dasjenige thun kann, was er will, so heißt man ihn allmächtig. Glaubst du, daß es einen Menschen gebe, der alles thun kann, was er will?

S. Unser Lehrer hat gesagt, kein einziger Mensch könnte alles thun, was er wollte.

V. Kann es Gott auch nicht?

S. Ja, Gott kann alles thun, was er will.

V. Recht, mein Sohn; und darum ist Gott allmächtig. Höre!

1.

Im Jahre 1783 war in Calabrien, einem Orte in Wälschland, ein Erdbeben, das ist, es bewegte sich die Erde; und die Häuser stürzten ein. Es wurden ganze Dörfer und Städte verwüstet. Viele tausend Personen wurden theils verwundet, theils von den Trümmern der Gebäude erschlagen; oder sie wurden auch sammt ihren Häusern von der Erde verschlungen. Einige Leute flohen, und begaben sich auf ein großes Wasser, das man Meer nennt, aber auch auf dem Wasser waren sie nicht sicher. Es schwoll hoch auf, überschwemmte die ganze Gegend, und riß Schiffe, Land, Leute und Vieh mit sich fort.

Arme und Reiche, große Herren, Bürger und Bauern zitterten, weinten, und

heu=

heulten, und schrieen um Hilfe; aber niemand konnte Gott dem Allmächtigen widerstehen.

2.

Floribert gieng über Land. Schon fruhmorgens wars warm; aber es stund kein Wölkchen am Himmel, und der Nebel lag auf den Wiesen und in den Thälern stille. Er wanderte fröhlich fort, und freute sich über den schönen Tag und den Gesang der Vögel. Endlich kam er auf eine Höhe. Da sah er, wie es auf den Bergen, von denen er noch zwo Stunden weg war, oben in den Wolken blitzte. So wie es blitzte, hörte er auch donnern.

Als er weiter gehen wollte, sah er zwanzig Schritte von sich weg einen alten grauen Mann auf den Knieen liegen, und bethen. Er wollte den Mann nicht stören, und stund stille.

Sobald der Alte vom Gebethe aufstund, gieng er auf ihn zu, grüßte ihn freundlich, und fragte, ob er das Donnerwetter fürchtete. Nein, antwortete der Greis, ich fürchte es nicht; aber — habt ihr dort nie eine große Eiche gesehen? Floribert sah hin, und erinnerte sich, daß ein Eichbaum dort gestanden war.

Nun

Nun, fuhr der Alte fort, seht, wie der Baum übers Feld herum zersplittert da liegt. Gestern hat das Wetter eingeschlagen; und ich will euch erzählen, wie das zugieng.

Ich und meine zween Nachbarn haben Holz gehackt, wie ihr heute noch sehen könnt. Nun stieg ein Donnerwetter auf, ein schrecklich Donnerwetter. Wir wollten fortfahren, so lange Holz zu hacken, bis es tröpfelte. Aber da war auf einmal das Wetter da. Es donnerte und blitzte eins aufs andre, und wurde so dunkel, wie bey der Nacht. Wir nahmen unsre Hacken auf die Schultern, und liefen fort. Aber es fieng an so gewaltig zu regnen, als wenns mit Eymern gegossen hätte. Meine zween Nachbarn sprangen unter den Eichbaum. Ey! dachte ich, lauf gar nach Hause, du wirst doch unter dem Baume auch naß. Ich lief fort.

Kaum war ich hundert Schritte weg, so blitzte es so um mich her, daß mir nichts als Feuer vor den Augen war; und ich konnte kaum mehr Athem schöpfen. In eben demselben Augenblicke geschah ein Donnerschlag; und es krachte mir so in den Ohren, daß ich fast mein Gehör verlor. Es warf auch Holzsplitter um mich her.

Eine kleine Weile wußte ich gar nichts mehr um mich. Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich hin und her, und da gieng

mir

mir die Eiche ab, und meine Nachbarn sah ich auch nicht mehr. Ich rief ihnen, lief zurück, und fand sie einige Schritte weit von der Eiche weggeschlagen. Beyde waren todt, und verbrannt.

Bey der Wurzel des Baumes stunden ihre Schuhesohlen, so wie die Männer da gestanden waren; aber das Oberleder von den Schuhen war wie ringsumher abgeschnitten.

Ich fiel daher jetzt, als ich donnern hörte, auf meine Kniee, und dachte: **Gott, wie mächtig bist du!** Ja, sagte Floribert, Gott ist allmächtig, und gieng seinen Weg.

O die armen Nachbarn! rief der Sohn, und nach dieser Erzählung kamen Vater und Sohn zu Hause miteinander an.

Fortsetzung.

S. Vater! vor einem Jahre fragte ich einen Bauer, der Korn gesäet hatte, ob er machen könnte, daß das Korn wachse; und er antwortete mir, es wachse von sich selbst.

V. So redet der gemeine Mann daher, weil er von der Sache nicht besser unterrichtet ist. Hast du nie ein Haus bauen gesehen?

S. Ja, gar oft.

V. Hat sich das Haus selbst gebaut?

S. Nein, es waren Leute, die es bauten, und der Maurer= und Zimmermeister schafften es ihnen an, wie sies bauen mußten.

V. Konnten es ihnen Maurer= und Zimmermeister anschaffen, wenn sie selbsten nicht wüßten, wie ein Haus gebaut werden müßte?

S. Nein.

V. Was dächtest du von einem Baumeister, wenn er den Ofen in den Keller, das Fenster, wo die Stubenthüre, und die Stubenthüre, wo das Fenster ist, hinsetzen ließe?

S. Ich dächte, daß er sein Handwerk nicht verstünde.

V. Wenn aber an einem Hause alles so gebaut ist, wie es sich am besten schickt.

S. Dann denke ich, daß derjenige, der den Bau geführt hat, das Hausbauen verstanden habe.

V. Wenn du aber niemals ein Haus hättest bauen gesehen, dächtest du doch, daß es sich nicht selbst bauen könnte, oder müßten es dir andre Leute sagen?

S. So viel hätte ich wohl eingesehen, daß sich ein Haus nicht selbst bauen könnte.

V. Aber der Bauer hats doch nicht eingesehen, daß das Korn nicht von sich selbst

 wachse.

wachse. — Doch meynst du nicht, daß ein Haus desto schöner, bequemer, und dauerhafter gebaut werden könne, je verständiger der Baumeister ist?

S. Ja freylich.

V. Meynst du nicht, daß derjenige, welcher alles so ordentlich im Himmel und auf der Erde eingerichtet hat, zuvor wissen mußte, wie es eingerichtet werden sollte?

S. Ganz richtig mußte ers wissen.

V. Wer alles in der Welt so zu machen, und in Ordnung zu bringen weiß, daß es nicht besser gemacht, und eingerichtet werden kann, den nennt man den Allerweisesten, und der ist Gott. Ein Geschichtchen.

I.

Hanns legte sich unter dem Schatten einer Eiche nieder. Daß doch ein so großer Baum so kleine Früchte trägt, wie die Eicheln sind! sagte er zu sich. Wenn ich den Baum hätte machen können, ich hätte Eicheln so groß, wie Kürbise daran wachsen lassen. Das müßte mir ein Baum, der schönste auf Gottes Erdboden seyn!

So sagte Hanns, und kaum hat er so gesagt, so fiel ihm eine Eichel gerade auf die Nase herab. Pulver und Bley! rief er, wenn das ein Kürbis gewesen wäre,

er hätte mir die Nase zerquetschet, und alle Zähne in den Hals hinabgeschlagen. Ja, ja lieber Gott! du weißt es besser, was für Früchte an den Bäumen wachsen müssen.

Jetzt wurde das Mittagsessen aufgetragen.

Fortsetzung.

Nach dem Essen fragte der Vater: Wer hat uns heute unser Brod, und unsre Mehlspeise gegeben?

S. Das Brod hat die Mutter gebacken, und die Mehlspeise hat sie gekocht.

V. Hätte die Mutter etwas backen, oder kochen können, wenn sie kein Mehl gehabt hätte?

S. Nein, Sie hat zuvor Korn und Weizen beym Mühler mahlen lassen müssen.

V. Wo hat sie aber Roggen und Weizen hergenommen?

S. Sie hat Roggen und Weizen vom Bauern gekauft.

V. Und der Bauer?

S. Der hat geackert, und dann gesäet.

V. Und Gott?

S. Der hat regnen, und die Sonne scheinen lassen, daß Getreid gewachsen ist.

V. Siehst du also, daß wir heute nichts zu essen gehabt hätten, wenn Gott nichts hätte wachsen lassen?

S. Gott muß ja gut, recht gut seyn, lieber Vater?

V. Du weißt es, wit gut ichs und deine Mutter mit dir meynen; aber Gott meynt es noch weit besser mit dir. Du mußt ihn aber dafür inniglich lieben, deinen Aeltern und Lehrern gehorsamen, das ist, thun, was sie dir schaffen, kurz, du mußt dich recht wohl aufführen; dann hat dich Gott wieder lieb, und läßt dir durch mich und deine Mutter alles geben, was du brauchest.

S. Ja, Vater, das will ich gewiß thun.

I.

Ein Vater hatte viele Kinder, und kein Brod, und kein Geld. Er schickte seinen ältesten Sohn zum Mühler, und ließ ihn bitten, daß er ihm einen Metzen Mehl geben möchte, den er beym Ende der Woche, weil er nicht eher Geld für seine Arbeit einnähme, gleich bezahlen wollte.

Der Mühler war ein harter Mann, und gab dem Sohne kein Mehl, weil er nicht baar Geld auf den Händen hatte.

Der Bursche kam traurig nach Hause, und erzählte, daß er kein Mehl bekommen habe. Mein Gott! sagte die Mutter, so müssen wir Hungers sterben. Weib! antwortete ihr Mann, Gott ist aller unser Vater. Läßt ein Vater seine Kinder Hungers sterben? Wir wollen bethen und arbeiten; und dann ohne Sorge seyn, und uns auf Gott verlassen, auf unsern guten, auf unsern beßten Vater.

Das Weib geht mit diesen Gedanken in den Garten, und gräbt ein Beet um, weil es Zeit war, gelben Rübensamen zu säen.

Nach einer halben Stunde kömmt es wieder zurücke, zeigt dem Manne etwas, das es aus dem Gartenbeete gegraben hatte, und fragte, was es wäre. Es ist ein Goldstück, sagte der Mann, und beträgt eilf Gulden am Werthe. Man heißt es in unserm Vaterlande Karolin. Woher hast du dieses Geld? Ich habs beym Umgraben gefunden, erwiederte das Weib. Der Mann gieng zum Gartenbeete hin, um sich zeigen zu lassen, wo das Geld gelegen war.

Als sie beyde hinkamen, fanden sie noch einige Kreuzer, die so, wie die Karolin, voll Koth, und ganz schwarz waren, weil sie schon lange unter der Erde vergraben lagen.

Siehst

Siehst du, sprach der Mann, **wie gut Gott** ist? Hättest du immer geweint, und geseufzet, und das Gartenbeet nicht umgegraben, so würdest du kein Geld gefunden haben. Wer fromm ist, und fleißig arbeitet, dem hilft Gott. Nun konnten sich die guten Leute Mehl kaufen.

Nach einer Zeit erkundigten sie sich oft und lange, ob niemand Geld in ihrem Gartenbeete vergraben hätte; aber sie konnten niemanden erfragen.

Gott weiß alles.

1.

Der arme Knabe Thomas fand ein Schnupftuch. Weil er fleißig zur Schule, und Christenlehre gieng, so hörte er oft, daß man das Gefundene nicht behalten dürfe. Er schlug also einen Zedel an die Kirchenthüre, und schrieb darauf, wo sich derjenige melden sollte, der ein Schnupftuch verloren hatte. Sein Kammerad sagte: Du bist wohl ein Narr. Warum schwiegst du nicht stille? Es wußte ja niemand, daß du das Schnupftuch gefunden hattest. Niemand? antwortete Thomas, **weiß Gott nicht alles?**

Gott belohnt das Gute, und bestraft das Böse.

I.

In einer Stadt starb ein Taglohner, der nichts als einen kleinen Knaben hinterließ. Die Mutter dieses Kindes war schon ein Jahr vorher gestorben.

Auf seinem Todbette jammerte er des armen Kindes wegen. Sein Nachbar, ein Zimmermann, besuchte ihn, und sagte: Kümmert euch nicht so sehr um den Buben, Gott wird ihn nicht verlassen; und so viel an mir liegt, will ich schon für ihn sorgen. Der Taglöhner starb getröstet, und der Zimmermann nahm den Knaben zu sich, schickte ihn in die Schule, und wie er älter ward, ließ er ihn die Bräuerhandthierung lernen.

Als der Jüngling ausgelernet hatte, gieng er in die Fremde.

Nach vielen Jahren kam im Hause, in welchem der Zimmermann wohnte, bey der Nacht Feuer aus, und er und sein Weib konnten nichts anders, als das Leben retten. Betten, Kleider, Wäsche, Stühle, kurz, all ihr Hab, und Gut gieng im Rauche auf.

Gott hats gegeben, Gott hats genommen, Gott kann mirs wieder geben, sprach

der

der Zimmermann zu seinem Weibe, und sah sich um eine andre Wohnung um.

Als sie einmal in ihrer Stube allein beysammen waren, sagte das Weib: Wer muß doch das Haus, in dem wir zuvor wohnten, angezündet haben?

Mann. Das weiß ich nicht; aber daß weder das Haus, noch alle unsre Sachen im Feuer aufgegangen wären, wenns nicht Gottes Willen gewesen wäre, das weiß ich wohl.

Weib. Aber Gott kann doch nichts Böses wollen?

M. Nein, Weib! das kann er nicht; und eben darum halte ichs für gut, daß er uns unser Vermögen genommen hat.

W. Wenn du das für gut hältst, warum hast du dann nach der Brunst so bitterlich geweint?

M. Es geht erwachsenen Leuten manchmal, wies den Kindern geht. Sie sehen nicht allemal gleich ein, daß dasjenige, was ihnen Leid thut, gut für sie sey. Erinnerst du dich noch, wie des Taglöhners Bube, den wir vor zwölf Jahren zu uns genommen, und erzogen haben, geweint hat, als ich ihm einmal sein Steckenpferd in der Mitte abbrach? Der Bursche war schon zehn Jahre alt, ritt noch immer auf dem Stecken, und versäumte

te

te das Lernen dabey. Lernte er nicht fleißiger, da er kein Steckenpferd mehr hatte?

W. Ja, das ist wahr?

M. Und doch weinte er, als ich ihm den Stecken zerbrochen hatte.

W. Aber Kinder sind Kinder, und verstehens nicht besser.

M. Und Menschen sind Menschen; und wenn sie auch so alt sind, wie ich jetzt bin, so verstehen sies manchmal doch auch nicht besser. Merke! Anfangs that es mir wehe, daß ich all mein Vermögen eingebüßt hatte; und weil ich nicht weiter nachdachte, und noch nicht wußte, wozu es gut war, daß ich bettelarm wurde, so weinte ich, wie der Bube um sein Steckenpferd geweinet hatte. Hast du mich aber seit dieser Zeit noch einmal weinen gesehen, oder was du mir noch mehr übel nehmen könntest, wohl gar über Gott klagen gehört?

W. Nein. — Aber wozu solls dann gut seyn, daß uns alles bis aufs Hemd am Leibe verbrannt ist?

M. Höre nur! Wir hatten uns damals so viel erarbeitet, daß wir glaubten, wir dörften nun keine harte Arbeit mehr thun. Ich und du arbeiteten nach Gemächlichkeit. Du weißt, daß ich seit dieser Zeit nicht mehr so

gesund

gesund war, keinen rechten Appetit mehr zum Essen hatte, und lange nicht mehr so gut schlafen konnte, als zuvor, da ich mir die Arbeit noch sauer werden ließ. Als das Haus sammt unserm bißchen Vermögen zusammengebrannt war, wurden wir arme Leute, wir mußten fleißiger arbeiten, und uns die nächste beßte Arbeit, sie mochte so hart seyn, als sie wollte, gefallen lassen. Und hat uns das nicht vielmehr genützet, als geschadet? Bin ich nicht so frisch und gesund, als ich jemals war?

W. Aber wir sind doch schon ziemlich alt. Werden wir wohl immerfort so streng arbeiten können? Woher, wenn wir älter, oder krank werden, einen Nothpfenning?

M. Gutes Weib! Dafür laß unsern lieben Gott sorgen. Weil wirs noch im Stande waren, thaten wir unsern Nebenmenschen so viel Gutes, als wir konnten, meynst du nicht, daß uns Gott auch gute Leute schicken wird, wenn wir einmal ihrer Hilfe bedürfen? Gott hats schon lange recht gemacht, er wirds auch noch recht machen; und darüber lasse ich mir kein graues Haar wachsen.

Da sie so mit einander redeten, trat ein junger wohlgekleideter Mann in die Stube, fiel dem Zimmermann um den Hals, und

sag-

sagte: Mein Gutthäter, mein Gutthäter! Ach! wie ist es mir so leid, daß ihr neulich durch eine Feuersbrunst so unglücklich geworden seyd!

Dieser Mann war des Taglöhners Sohn, den der Zimmermann vor zwölf Jahren erzog, und das Bräuerhandwerk hat lernen lassen. Er zog einen Beutel voll Goldgeld aus der Tasche, und sagte: Ich habe euch mein ganzes Glück zu verdanken, bin ein reicher Bräuer, und will euch hier so viel Geld zurücke lassen, als ihr glaubet, daß ihr nöthig habt, wenn ihr einmal nicht mehr arbeiten könnt.

Der Zimmermann wollte nichts annehmen; aber der Bräuer thats nicht anders; und so erhielt er wieder so viel Vermögen, als er durch die Feuersbrunst verloren hatte.

2.

Eines Schmieds und Schlossers Haus waren nahe beysammen. Hinter einem jeden Hause war ein Obstgarten. In der Mitte gieng ein Zaun von Hecken durch, und sönderte des Schmieds Garten vom Garten des Schlossers ab.

Des Schmieds Bube Christian hatte den Fehler, daß er gerne mit Steinen warf, ohne

ne sich umzusehen, ob er jemand schadete, oder nicht. Sein Vater verboth ihm das Steinwerfen schärfest; aber wenn er allein war, warf er doch wieder.

Einst gieng sein Vater aus; und flugs war Christian im Garten. Nun bin ich gaez. allein, dachte er, und griff nach einem Steinn

Eben zu dieser Zeit war Nachbar Schlosser mit seinem Sohne Konrad in dem Garten, und wollte Kirschvögel schießen. Es kam jemand, der mit dem Meister Schlosser reden wollte. Der Vater mußte also weggehen. Da, sagte er zu Konraden, lehne ich unterdessen die Flinte an den Baum, du rühre sie nicht an, sie ist geladen.

Geladen! dachte Konrad, nahm die Flinte in die Hand, und legte sie auf die Hecke nach des Schmieds Garten hin. Wie sieht sie dann aus, wenn sie geladen ist, sagte er, zog den Hahn auf, als Christian mit einem Steine in des Schlossers Garten warf, und Konraden Auge traff. Konrad ließ den halbaufgezognen Hahn vor Schrecken und Schmerzen fahren — paff! — und in dem nämlichen Augenblicke hörte man ein jämmerliches Geschrey. Christianen gieng der Schuß in einen Fuß, und Konraden flog der Stein ins Auge. Konrad kam ums ganze Aug, und Christian blieb sein Lebtag ein Krüppel.

Aber

Aber beyde besserten sich nachher, und thaten nichts Böses mehr, wenn sie allein waren.

Ich hatte diese Geschichte einmal in einer Schule erzählet; und da fragte mich ein Knabe, warum Gott diese zween Buben so hart gestrafet habe. Ich antwortete:

1) Wenn sie Gott nicht so hart gestrafet hätte, so würden sie vielleicht fortgefahren seyn, noch öfters Böses zu thun, wenn niemand bey ihnen gewesen wäre.

2) Beyden ist ihre Ungezogenheit schon öfters verwiesen worden, und sie haben sie doch nicht abgelegt. Ein Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und doch nicht thut, der soll scharf gezüchtiget werden.

Vom Gebethe.

Des kleinen Davids Bruder starb. David weinte, und sein Vater fragte: Warum weinst du?

Sohn. Ach! ich habe die ganze Woche hindurch gebethet, daß Gott meinen lieben Bruder nicht sterben lassen möchte, und doch — jetzt ist er gestorben.

Vater. Was hast du dann gebethet?

S. Ich habe ein Gebeth aus meinem Gebethbüchelchen herausgelesen.

V. Steht dann ein Gebeth für deinen kranken Bruder darinn?

S. Nein.

V. Wenn du ein Buch brauchtest, und mich darum bitten wolltest, wie würdest du es angehen.

S. Ich würde zu Ihnen sagen: Lieber Vater, ich brauche ein Buch, ich bitte, kaufen Sie mirs.

V. Du hast recht gesagt. Aber warum hast du dann dem lieben Gott ein Gebeth aus deinem Büchelchen vorgelesen, da doch nichts von deinem Bruder darinn stund.

S. Ich glaubte, es wäre sonst nicht recht gebethet.

V. Wenn du aber mich um etwas bittest?

S. O dann ists ganz etwas anders. Ich bitte, wie es mir ums Herz ist; denn ich weiß, daß Sie mirs gut aufnehmen, wenn ich schon so daher rede.

V. Meynst du, Gott werde es nicht gut aufnehmen, wenn du so mit ihm sprichst, wie es dir ums Herz ist?

S. Ja das wohl; aber Sie sagten mir einst, daß er gar ein großer Herr ist.

V.

V. Wie, wenn der Kaiser dein Vater wäre, würdest du auch so mit ihm sprechen, wie du jetzt mit mir redest?

S. Ich glaube ja.

V. Und warum?

S. Weil er mein Vater wäre.

V. Ist dann Gott nicht dein Vater? glaubst du nicht, daß er dich noch weit mehr liebe, als ich dich liebe?

S. Sie sagten mir vor einer Zeit, daß alles Gute, das Sie mir thun, von Gott herkäme; und daß er für Sie, für die Mutter, für mich und für alles, was in der Welt ist, sorge. Er muß mich also wohl recht lieb haben.

V. Ja, das sagte ich. Aber wenn er dich so lieb hat, warum redest du dann nicht so mit ihm, wie du mit mir redest?

S. Gut, Vater! Wenn ich ihn künftig wieder um etwas bitten werde, so will ich gerade so mit ihm sprechen, wie ich mit Ihnen spreche. Und nun — wenn ich schon dießmal so mit Gott gesprochen hätte, würde dann mein Bruder nicht gestorben seyn?

V. Gebe ich dir allezeit dasjenige, um was du mich bittest? Z. B. Habe ich dir gestern Zucker gegeben?

S. Nein.

V. Und warum nicht?

S. Sie haben mir einmal gesagt, daß nicht alles gut sey, um was ich bitte; und daß Sie es besser wüßten, was mir nützlich, oder schädlich sey.

V. Nun so ists auch mit dem Gebethe zu Gott. Wenn du bethetest, daß dich Gott zum Guten leiten möchte, glaubst du, er würde dir deine Bitte abschlagen?

S. Nein.

V. Warum nicht?

S. Weil Gott alles will, was gut ist.

V. So ists. Wenn du gewiß weißt, daß dasjenige, um was du bittest, gut ist, so erhältst du es sicher. Wußtest du es aber, ob es dir, oder deinem Bruder genützet hätte, wenn er gesund geworden wäre?

S. Nein.

V. Hättest du deinen Bruder gerne gesund gehabt, wenn es dir oder ihm schädlich gewesen wäre?

S. Nein.

V. Sieh also. Du hättest Gott um die Gesundheit deines Bruders so bitten sollen: Lieber Gott, ich bitte, laß meinen Bruder gesund werden, wenn es mir und ihm nütz-

lich

lich ist. Und wenn du dann so gebethet hättest, und dein Bruder doch gestorben wäre, so hättest du denken sollen, daß es dir, oder deinem Bruder schädlich gewesen wäre, wenn er länger gelebt hätte; und jetzt weißt du, wie du künftig bethen sollst.

Fortsetzung.

V. Was gab dir der Herr Doktor für eine Antwort, da du krank warst, und ihn bathest, daß er dich gesund machen sollte?

S. Er sagte, ich sollte mich warm halten, Arzney nehmen, und statt des Essens Gerstenschleim trinken.

V. Hast du das gethan?

S. Ja.

V. Bist du dann gesund worden?

S. Ja.

V. Würdest du aber auch gesund geworden seyn, wenn du ihn gebethen hättest, daß er dich gesund machen möchte, und dasjenige nicht gethan hättest, was er dir befohlen hat?

S. Ich glaube nicht.

V. Und so gehts auch beym **Gebethe.** Wenn du z. B. Gott bittest, daß er dir Lust zum Lernen geben möchte, und nicht thust,

was du thun sollst, das ist, nicht ins Buch siehst, oder wenn du hinein siehst, nicht aufmerkest, oder den Lehrer nicht fragest, wenn du etwas nicht verstehst, u. d. gl. glaubst du, daß dir dein Gebeth etwas helfen werde?

S. Ich glaube nein.

V. Noch eins. Muß derjenige, der bethet, nicht an Gott denken?

S. Ja freylich, er muß andächtig seyn, oder an Gott denken, wie es der Herr Pfarrer erklärt.

V. Denkt derjenige an Gott, der unter dem Gebethe schwätzt, lacht, hin und her sieht, tändelt, seine Gedanken zu Hause, oder anderswo hat?

S. Ich glaube schwerlich.

V. Da siehst du also, warum Kinder dasjenige, um was sie bitten, sehr oft von Gott nicht erhalten; denn

1) Entweder bitten sie um Sachen, die ihnen oder andern schädlich sind;

2) Oder sie bitten um etwas, und thun nicht, was sie thun sollen, wenn Gott ihre Bitte erhören sollte, z. B. beym Lernen.

3) Oder sie bethen, und denken nicht an Gott. Oft sprechen sie auch Worte, ohne daß sie wissen, was sie heißen, das ist, sie

plap-

plappern etwas auswendig, oder aus einem Gebethbüchelchen daher, und glauben, daß es gebethet ist.

S. Ich danke Ihnen, Vater, daß Sie mich bethen gelehret haben.

1.

Einst kam in einer Stadt Feuer aus; und weil der Wind stark gieng, brannten binnen einer Zeit von 3 Stunden 40 Häuser ab. Unter andern traff dieses Unglück auch das Haus eines Kupferstechers.

Als das Haus schon über und über in den Flammen stund, fiel es dem Kupferstecher ein, daß sein alter Vater, der schon zehn Jahre keinen Tritt mehr aus dem Bette thun konnte, noch in der Schlafkammer zurücke sey.

Gleich sprang der Mann die Treppen hinauf, griff nach seinem Vater, und trug ihn auf den Schultern an ein sichers Ort.

Wie war euch doch, lieber Vater, fragte der Sohn, da ihr euch dießmal in einer so großen Lebensgefahr befandet?

Im Anfange, antwortete der Greis, als ich Feuer! schreyen hörte, wäre ich vor Angst bald gestorben. Endlich fiel mir ein, Gott ist ja bey dir, und ich bethete: **Guter Gott!**

du hast mich schon siebenzig Jahre erhalten, und mir Gutes gethan, du wirst mich auch jezt nicht verlassen. Ist es mir aber nützlich, daß ich sterbe, nun — da bin ich, nimm mich! Ich lasse mir gefallen, was dein Wille ist. Du bist mein lieber Vater, und ich bin dein Kind. Du meynst es gut mit mir. Dein Willen geschehe.

Ich kann dirs nicht sagen, wie wohl es mir auf dieses Gebeth ums Herz wurde. Es war mir, als wenn ich schon bey dem lieben Gott gewesen wäre; und ich fürchtete mich nicht einmal mehr, da die Flammen schon zum Fenster hereinschlugen. Mit Freuden hätte ich sterben können.

Aber gähling hörte ich ein Getös vor der Thüre, und du tratst in die Kammer herein, und trugst mich fort.

Ja, Vater, sagte der Kupferstecher, wenn es mir übel gieng, und ich bethete, so wars mir auch so, wie es euch gewesen ist. Ich wurde wie neugebohren, und litt, was ich zu leiden hatte, so leicht, als wenns mich gar nicht angegangen hätte. Wenn nur die Leute unserm lieben Gott nichts vorschrieben, nicht wider ihn murrten, und es gut seyn ließen, wie ers macht!

Von

Von der heiligen Schrift.

Schüler. Was für ein Buch tragen Sie dann da unter Ihrem Arme?

Lehrer. Die heilige Schrift.

Sch. Wer hat dann die heilige Schrift geschrieben?

L. Der liebe Gott hat sie schreiben lassen.

Sch. Das verstehe ich nicht.

L. Ich will es dir erklären. Sieh, wenn ich schreibe, so schreibe ich entweder, was mir einfällt, oder es sagt mirs ein anderer, was ich schreiben soll. Verstehst du das?

Sch. Ja.

L. Nun so ists mit den Leuten zugegangen, durch welche Gott dieses Buch hat schreiben lassen. Sie haben aber nicht geschrieben, was ihnen eingefallen ist, sondern Gott hat ihnen gesagt, was sie schreiben sollten.

Sch. Hat dann Gott mit diesen Leuten geredet?

L. Nicht so, mein Kind, wie ich mit dir da rede; sondern, weil er alles thun kann, was er will, so ließ er ihnen alles dasjenige, was in diesem Buche steht einfallen, oder

was

was eins ist, er ließ ihnen dasjenige in den Kopf kommen, was sie schreiben sollten. Nun schrieben sie es; und drum ist diese Schrift eben so gut, als wenn sie Gott selbst geschrieben hätte.

Sch. Aber warum hat sie dann Gott schreiben lassen?

L. Damit wir wissen, wie wirs machen sollen, wenn wir hier fromm leben, und einst in den Himmel kommen wollen.

Sch. Je! das muß hübsch seyn. Ich möchte auch gerne in diesem Buche lesen.

L. Jetzt verstehst du noch nicht recht, was in diesem Buche steht. Lies nur unterdessen in deinem Katechismus fleißig, und merke auf mich und den Herrn Pfarrer wohl auf, wenn wir ihn dir erklären; doch — morgen will ich dir etwas herauslesen, das dich freuen muß.

Fortsetzung.

Sch. Herr Lehrer, Sie haben mir gestern versprochen, daß Sie mir etwas aus der heiligen Schrift vorlesen wollen.

L. Ja; so höre!

Lukas *VII.* Kapitel.

12. V. **Wie er (Jesus) nahe ans Stadtthor (der Stadt Naim) kam, sieh! da trug man einen Todten heraus, den einzigen Sohn einer Mutter, die eine Wittwe** (das ist, deren Mann schon zuvor starb) **war. Viele Leute aus der Stadt giengen mit** (giengen mit der Leiche).

13. V. **Der Herr** (Jesus) **sah sie, erbarmte sich über sie** (hatte Mitleiden mit ihr) **und sprach zu ihr: Weine nicht!**

14. V. **Darauf gieng er hin, und rührte den Sarg** (die Todtentruhe) **an. Die Träger hielten still. Er** (Jesus) **sprach: Jüngling! ich sage dir, steh auf!**

15. V. **Der Gestorbene saß auf, und fieng an zu reden. Er** (Jesus) **aber gab ihn seiner Mutter wieder.**

Sch. Das ist recht schön! Die Mutter möchte ich gesehen haben, wie sie sich freute, da ihr einziger Sohn wieder lebendig wurde. Aber Herr Lehrer, wer war dann derjenige, der ihn lebendig machte, und der Mutter wieder gab?

L. Es war Jesus; und wir biegen die Kniee, wenn wir seinen Namen aussprechen. Er war vor 1788 Jahren in Bethlehem gebohren; und als er groß ward, lehrte er die Menschen, wie sie es anfangen sollten, daß sie glückselig werden könnten. Er war der einzige, der nie einen Fehler begangen hatte, that allen Menschen Gutes, und verlangte für alles Gute, das er ihnen that, nichts anders, als daß sie dasjenige, was er ihnen im Namen Gottes sagte, glauben und thun sollten. Er verboth den Leuten sogar vom Guten, das er ihnen erwies, öffentlich zu reden; und, um recht vielen helfen zu können, blieb er nicht an einem Orte, sondern gieng weit umher, und bedauerte diejenigen, die ihn nicht anhören, und seine Hilfe nicht annehmen wollten. Er ließ über sich schmählen; aber er schmählte über niemanden, und ließ sich vom weiterm Gutesthun nicht abhalten.

Dessen ungeachtet wurde er von den meisten Leuten gehasset, und verfolget, und am Ende setzte man ihn ins Gefängniß, und — er wurde hingerichtet.

Sch. Um Gotteswillen! ist es möglich, daß die Menschen diesen herzlich guten Mann ums Leben bringen konnten?

L.

L. Ja, mein Kind! Merke dirs, jeder gute Mensch hat seine Feinde, das ist, Leute, die ihn nicht leiden können, weil er nicht redet, und thut, was sie gerne hören, und sehen; und diese Leute gabens nicht eher nach, als bis sie Jesum an den Galgen brachten. Sie riefen: **Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!** Joh. XIX. 7.

Sch. Aber war dann das erlaubt?

L. Es war so wenig erlaubt, als es heut zu Tage erlaubt ist, einen Unschuldigen zu strafen, oder gar umzubringen. Aber was thun böse Leute nicht?

Sch. Konnte er sich dann nicht wehren, oder wehrte sich niemand anderer für ihn?

L. Er hätte freylich gekönnt, weil er der Sohn des himmlischen Vaters war, Gott und Mensch zugleich; tausende der Engeln würden zu seinem Dienste gewesen seyn; aber er wollte niemanden, und er wollte auch sich selbst nicht wehren; denn er wollte der ganzen Welt durch seinen Tod zeigen, daß dasjenige, was er die Menschen lehrte, Wahrheit sey, gieng zum Tode, wie ein Schaf zur Schlachtbank geht, bath den himmlischen Vater noch sterbend, daß er seinen Feinden verzeihen möchte, neigte am Kreuze sein Haupt, und — starb, für mich und dich und alle Menschen.

Der Knabe weinte.

L. Ja, mein Kind, weine; aber lerne ja aus dem, was ich dir da gesagt habe, Jesum recht schätzen, höre seine Lehre zu Hause, in der Schule, oder in der Kirche gerne an, und thu allezeit, was er will, das du thun sollst.

II.

Wenn ihr lange und gesund leben wollet, seyd mäßig.

Ich möchte gerne ein schönes Buch lesen, sagte Wilhelm zu seinem Vater. Du sollst eins haben, antwortete der Vater; aber du mußt es so lesen, daß du mir erzählen kannst, was du gelesen hast. Ja, Vater, ja! erwiederte Wilhelm, nur ein schönes Buch, ich bitte.

Wilhelm bekam ein Buch, hüpfte damit in den Garten, und las im Buche, das so anfieng:

„Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß ein Mann gestorben sey, der hundert fünf

Jahre

Jahre gelebet hat, und immer wohlauf gewesen ist. Wollt ihrs wissen, wie es dieser Mann gemacht hat, daß er so lange gelebt, und Zeit seines Lebens nie krank gewesen ist?

Er schlief nie mehr, als sieben Stunden, legte sich früh ins Bett, und stund wieder früh auf. Sein Bett bestund in einem Strohsacke oder einer Matraze, und einer abgenähten Decke. Er arbeitete vom Morgen bis zum Abende. Sonn- und Feyertags gieng er ins freye Feld, legte sich in den Schatten, oder hörte in einem Walde dem Gesange der Vögel zu. An den Werktägen arbeitete er nach dem Abendessen in seinem Garten. Er aß nichts, als Brod, Gemüs, Obst, und Milch- oder Brodsuppen, Hirse (Brey) u. d. gl. und trank frisches Wasser. Wenn er eine Reise machen mußte, so machte er sie zu Fuße, und trank nie in die Hitze hinein. Ueberhaupt nahm er nie an den Ergözungen Theil, welche den Stadtleuten so viel Geld kosten, und gemeiniglich ihrer Gesundheit schädlich sind; und drum ist er so alt geworden".

„Aber es war auch eine Frau, die hundert fünfzehn Jahre alt geworden, und dabey so gesund, wie dieser alte Mann geblieben ist. Sie

Sie hielt sich Zeit ihres Lebens reinlich, wusch sich alle Täge Kopf, Gesicht, Ohren, Mund, Zähne, Hals, Hände, und Füße mit frischem Wasser, und badete sich oft in einer Wanne voll kalten Wasser, hielt ihre Kleider säuberlich, und wechselte alle Wochen die Wäsche, ließ Morgens, Mittags, und Abends reine Luft ins Zimmer, aß nichts, als was der Mann, von dem ich oben gesprochen habe, aß, trank nie Kaffe, Thee, Meth, Chokolade, Wein, Bier, oder Branntwein, sondern Milch oder Wasser; und deßwegen ist sie so alt geworden".

„Und endlich ist mir einmal in Baiern ein alter Mann begegnet, der seinen eisgrauen Kopf noch hübsch gerade in die Höhe hob, kernfrisch war, wie ein Bursche von 20 Jahren daher gieng, und mich so freundlich grüßte, daß ich auf dem Wege stille stund, ihm höflich dankte, und ihn lächelnd fragte:

Guter Alter! wie alt seyd ihr?

Achtzig Jahre.

Wo geht ihr hin, wenn ich fragen darf?

Ich besuche meinen Vater, der ein Tischlermeister in der Stadt ist.

Lebt dann euer Vater noch?

Ja,

Ja, er arbeitet noch in seiner Werkstatt, aber nicht mehr viel; unterdessen lebt er wohl auf, und ist noch keine Stunde krank gelegen.

Wie hat ers dann gemacht, daß er so alt geworden ist?

Er hat es so gemacht, wie ichs mache?

Und wie macht es dann ihr?

Ich arbeite fleißig, sitze selten bey meiner Arbeit; denn ich bin auch ein Tischlermeister. Muß ich sitzen, so setze ich mich mit dem Leibe nie krumm, sondern allemal aufrecht. Im Sommer kleide ich mich nicht zu kalt, und im Winter nicht zu warm, wie ihrs da seht.

In der Fruh ist ein Stück Hausbrod mein Fruhstück. Mittags esse ich eine Suppe, Gemüs, und eine Mehlspeise, so wies sich auf Handwerksleute schickt, und trinke mit meinem Weibe manchmal eine braune Maaß Bier dazu. Gemeiniglich trinke ich aber Wasser. An den Sonn- und Feyertägen esse ich ein Stück Rindfleisch. Wenn vom Mittage etwas übergeblieben ist, esse ichs Abends, sonst esse ich Brod, manchmal ein Stück Käs, im Sommer einen Salat, und dann trinke ich eine Maaß Bier. Nach meiner Tagesarbeit grabe ich, bis es Nacht wird, in meinen Garten um, pflanze etwas, oder be-

gieße

gieße die Pflanzen, und dann gehe ich ins Bett.

Von meinen Kindesjahren an hat mich mein Vater gewöhnt, Hunger und Durst, Hitze und Kälte, und andre Strapazen zu ertragen. „Du weißt noch nicht, wo du einst hinkömmst, sagte er mir oft. Weil du jung bist, mußt du etwas dulden lernen“. Mein Vater hatte recht. Wie hätte ichs sonst aushalten können, da ich im baierischen Kriege zu Braunau nicht einmal genug Roßfleisch für den Hunger hatte? Ihr müßt wissen, daß ich Soldat war, und wie ein Löw für mein Vaterland stritt. Ich könnte euch wohl noch ein halb Dutzend Zeichen von den Wunden aufzeigen, die ich dort vom Feinde bekam. Aber Gott weiß es, daß ich nichts daraus mache. Herr! ich bin ein Baier. — Von einem Paar Wunden sagte ich damals sogar dem Feldscheerer kein Wort, nahm eine Leimpfanne, strich Leim über, und mir und dir nichts.

Wie der Krieg aus war, gieng ich nach Hause; und seit dieser Zeit lebe ich gesund, und wohl auf, und hoffe bey meiner Profession so alt zu werden, als mein Vater ist“.

So weit las Wilhelm, machte das Buch zu, dachte nach, was er gelesen hatte, lief mit dem Buche zum Vater zurücke, und als

er

er die Stubenthüre noch kaum recht in der Hand hatte, rief er schon: Vater, Vater! ich habe recht schöne Sachen gelesen. Gut, mein Sohn, antwortete sein Vater; aber du siehst, daß ich jetzt in einer Arbeit begriffen bin, merke dir nur alles wohl, was du gelesen hast, heute Abends sollst du mirs haarklein erzählen.

Fortsetzung.

Vater, sprach Wilhelm nach dem Abendessen, darf ich noch nicht erzählen, was ich heute Morgens im Buche gelesen habe? Ja, mein Sohn, jetzt darfst du, antwortete der Vater; aber wir wollen in unsern Garten gehen, und unter dem großen Kirschbaume sollst du mir alles erzählen.

Wilhelm gieng mit seinem Vater unter den Kirschbaum, und erzählte ihm alles so ordentlich, deutlich, und in dem gehörigen Tone, daß ihm der Vater das Buch auf der Stelle schenkte.

Das freute den Jungen, er küßte dem Vater die Hände, und versprach, daß er alle Tage so fleißig lesen, und dann das Gelesene erzählen werde.

Ganz gut, mein Sohn, sagte der Vater; aber das ist noch nicht alles, was ich wünsche, daß du thun möchtest.

Was soll ich dann noch thun? lieber Vater, ich bitte, sagen Sie mirs.

Merke, Wilhelm! Ich las dieses Buch, das ich dir hier geschenkt habe, schon vor 5 Jahren; und sobald ichs gelesen habe, dachte ich, du wärest wohl nicht gescheid, wenn du es nicht auch so machen wolltest, wie es diese Leute gemacht haben; und von diesem Augenblicke an bemühte ich mich, so viel ich konnte, es eben so zu machen, wie es diese alten Leute machten. Ich bin aber auch seit dieser Zeit weit gesünder, als ich vorher war; denn sonst hatte ich alle Wochen drey- oder viermal Kopf- oder Zahnweh, und konnte auch vor Uebelkeiten im Magen nicht viel essen, und wenig schlafen.

Wenn es regnete, schnie, oder wenn ein kalter Wind gieng, dorfte ich nicht aus der Stube gehen; oder ich bekam Husten, Katharr, und Hals- oder Bauchweh. Jetzt ist es aber anders. Ich gehe bey jeder Witterung aus, und bin wohl auf dabey.

Wenn ich sonst eine Viertelstunde weit gieng, so wurde ich gleich müde, und ich mußte mich unterwegs oft zwey- und dreymal niedersetzen. Wollte ich auf einen Hügel steigen, so wurde ich schwindlich, oder es blieb mir manchmal gar auf eine kleine Weile der Athem aus. Nun gehe ich aber mei-

meinen Weg so ziemlich gut. Nur ganz will es sich noch nicht thun lassen, wie ichs gern hätte; und ich kann noch nicht alles nachmachen, was die alten Leute thaten. Z. B. ich trank, wie du weißt, in der Fruh eine Schale Kaffe; den wollte ich mir jetzt abgewöhnen; und da ward mir so lange nicht mehr wohl, bis ich ihn wieder trank. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich fragte den Doktor, ob mir dann ein Stück Brod, oder eine Wassersuppe nicht besser anschlagen sollte; und der Doktor antwortete mir:

Kaffe ist eine Arzney für Kranke, und demjenigen, der gesund ist, schädlich, wenn er ihn oft trinkt; aber wenn man sich einmal etwas gewöhnt hat, so kann mans so leicht nicht mehr lassen. Wenn schon anfangs meine Gesundheit ein bißchen gelitten hätte, so sollte ich dessen ungeachtet fortfahren, nicht mehr Kaffe zu trinken, und ich würde gewiß gesünder werden, als andre sind, die ihn täglich trinken.

Ueberhaupt, sagte er, gehts schwerer, sich abzuhärten, das ist, nichts anders, als Brod, Obst, Gemüs, Milch, und Mehlspeisen zu essen, und Wasser zu trinken, auf dem Strohsacke, oder einer Matraze zu schlafen, öfters Bewegung im Freyen zu machen, u.d.gl. wenn man einmal so alt ist, als ich jetzt bin.

Tausend! dachte ich, wenn ich doch noch so jung wäre, als mein Wilhelm ist. Wie gerne wollte ich alles thun, was die alten Leute thaten, daß ich doch auch so lange, so gesund, und fröhlich leben könnte, wie sie gelebt hatten! O hätte ich das eher in einem Buche gelesen, oder hätte man mirs gesagt, weil ich noch jünger gewesen bin!

Hörst du Wilhelm?

Ja, ja, lieber Vater! sprach der Kleine, ich will nicht nur lesen, und aufmerken, was ich lese; ich will auch thun, was die alten Leute gethan haben, und es thun, weil ich noch jung bin.

1.

Heinrich sah außer der Stadt das Thor eines Gartens offen stehen. Er gieng näher, und schaute hinein. Da sah er ein schönes, schönes Gartenhaus, Obstbäume, Blumen, Küchengewächse, Spatziergänge, und einen Springbrunnen, der das Wasser 20 Schuhe hoch auftrieb. Wie unvergleichlich! sagte er, in diesem Garten möchte ich wohl auch spatzieren gehen. Nur gar herein! antwortete ihm eine unbekannte Stimme. Heinrich spitzte die Ohren, blickte hin und her, und sah, daß sich hinter einer Staude etwas im Grase bewege.

Er gieng auf die Staude zu; und da saß ein Tagwerker im Schatten, der in einer Hand ein Stück schwarzes Brod, und in der andern einen Krug voll Wasser hielt.

Laßt euchs schmecken, guter Mann! sagte Heinrich. Schönen Dank! antwortete der Tagwerker Kaspar, es schmeckt schon; denn wer gesund ist, und täglich von fünf Uhr früh bis sechs Uhr Abends mit mir den Garten umgraben wollte, dem könnte ichs versprechen, daß ihm mein Brod und Wasser so gut, wie Bier und Braten schmecken würde. Ich arbeite hier den ganzen Sommer über, und bin, Gott Lob! gesund und zufrieden. Ich arbeite aber auch herzlich gerne, und es ist mir keine Arbeit zu hart, und dauert mir keine zu lange, wenn mich der liebe Gott nur gesund erhält. Denn wenn ich alles in der Welt hätte, und dabey krank seyn müßte, was hälfe mir das?

Indem sie so mit einander redeten, hörten sie nahe an der Gartenmauer eine Kutsche daher fahren. Das wird der Herr dieses Gartens seyn, sagte Kaspar.

Die Kutsche hielt vor dem Gartenthore. Wie doch die vornehmen und reichen Leute so glücklich sind! sagte Heinrich. Glücklich? erwiederte Kaspar. Warte er ein wenig bey mir da, und schaue er auf die Kutsche hin.

Zween Bediente hoben den Herrn aus dem Wagen, griffen nach den Krücken, die in der Kutsche lagen, und reichten sie dem Herrn, daß er sich darauf stützen konnte; denn er war an beyden Füssen lahm.

He! was sagt er jetzt dazu? sprach Kaspar. Gott! rief Heinrich, was ist das! Nein, Kaspar, nein, ich will lieber bleiben, wer ich bin. Ich gäbe meine gesunden Füsse um Kutschen und Pferde, und um diesen ganzen Garten nicht her. Gesundheit und gerade Glieder sind über Gut, und Geld, und ein Krüppel ist ein elender Mensch, er mag so vornehm, und so reich seyn, als er will.

2.

Lotte bath ihren Vater um Kirschen; und der Vater gab ihr eine Hand voll. Lotte bath noch um eine Hand voll, und der Vater gab ihr sie wieder. Während, daß sie aß, bath sie wieder um eine Hand voll; und der Vater nahm ihr alle Kirschen weg, und sagte: Allzuviel ist ungesund. Und wer das wenige nicht ehrt, der ist das Mehrere nicht werth.

Man muß nicht alles haben wollen, was man sieht, und sich, weil man noch jung ist, Einhalt thun, das ist, von Sachen, die man gerne hätte, enthalten lernen.

3.

Friderike bekam von ihrer Mutter sechs Aepfel zum Geschenke. Das war eine Freude! Sie sprang ihrem Vater entgegen. Vater, Vater! rief sie, sehen Sie nur, was ich alles habe. Die Mutter hat mir sechs Aepfel geschenkt.

Willst du sie heute alle essen?

Nein, Vater! heute einen, morgen einen, und so alle Tage einen. Oder wenn Sie so gut seyn wollen, heben Sie mir fünfe auf, und geben Sie mir alle Tage einen.

Das gefiel dem Vater. Recht so, meine Tochter, sagte er. Aber du sollst dir deine Aepfel selbst aufbewahren. Ich will sehen, ob du dich davon enthalten kannst.

Das Mägdchen hielt Wort; und der Vater schenkte Frideriken nach sechs Tagen andre Aepfel, und sagte: Merke dirs, **wer gesund seyn will, muß mäßig leben.**

Fortsetzung.

Friderike. Was heißt dann hier **mäßig** seyn?

Vater. Es heißt, sich vom **Ueberflüßigen,** und **Unnöthigen** im Essen und Trinken enthalten.

F. Sollte man dann nie etwas anders, als Brod und Aepfel essen, und Wasser trinken?

V. Man darf Mehlspeisen, Gemüs, verschiednes Obst, Käs, Milch, Hirse, Gersten- und Habergrütze, und wenn man groß ist, auch Fleisch essen, und Bier, oder wohl gar Wein trinken; und alles das ist nöthig, wenn man sonst nicht Kraft genug zu seiner Arbeit hat. Wenn du aber statt des Hausbrods Semmel essen wolltest, so wäre es unnöthig; und wenn ich statt einer Maaß Bier drey- oder viermal so viel trinken wollte, so wäre es überflüßig. Verstehst du mich?

F. Ganz wohl, Vater; aber wenn man zu viel Hausbrod äße, und zu viel Wasser tränke?

V. So wäre es auch gefehlt; und so können Speisen und Getränke, die nicht unnöthig sind, schon darum der Gesundheit schädlich werden, weil sie überflüßig sind. Unterdessen hat es beym Wasser und Brod selten eine Gefahr. Nur Leckereyen, z. B. Zuckergebacke, Meth u. d. gl. reizen Kinder, daß sie mehr davon genießen, als sie geniessen sollen.

F. Ich will mich also vor allem Unnöthigen und Ueberflüßigen beym Essen und Trinken hüten.

V. Das thu, Tochter; und du wirst gesund bleiben.

3.

Lied eines Bürgerskindes, als es hörte, daß sein Mitschüler, Graf Karl, krank sey.

Graf Karl ist krank? Das gute Kind,
Das gestern noch gelacht!
Daß Grafenkinder auch krank sind,
Das hab' ich nie gedacht.

Ein solches Kind leidt ja nicht Noth,
Darf nicht aus Hunger schreyn;
Ißt Torten, und ißt Zuckerbrod,
Und trinkt Kaffe und Wein.

Und ich, und Lotte sind gesund,
Und stark und Rosen roth,
Und bringen fast nichts in den Mund,
Als Milch, Obst, Wasser, Brod.

Und wenn es Nacht wird, legen wir
Uns auf den Strohsack hin;
Du, lieber Gott! wie dank' ichs dir,
Daß ich nicht vornehm bin.

4.

Ein Kaufmannssöhnchen erhielt von seinen Aeltern Erlaubniß, alle seine kleinen Freunde einladen zu dürfen. Sie kamen; und weil schöner Sommertag war, wurden sie in den Garten geführt. Sie spielten, lachten, und scherzten ein Weile unter einander. Aber dann trug man ihnen Kaffe, Meth, Wein, Milch, Obst und Zuckerwerk auf.

Kein Mensch redete ihnen etwas ein. Sie dorften essen und trinken, was sie wollten, und so lange sie wollten.

Einige Kinder erinnerten sich an die Ermahnungen, die ihnen ihre Aeltern zu Hause gegeben hatten, und assen und tranken nichts anders, als was zu ihrer Gesundheit diente, z. B. Obst, Milch, Wasser.

Aber andre tranken von allem, was auf den Tisch gesetzt wurde, und assen so gierig, daß sie beynahe nichts kauten, leerten ein Gläschen Meth, oder Wein nach dem andern aus, plauderten dann so viel närrisches Zeug daher, daß sie ausgelacht wurden, schrien, und liefen im Garten herum, fiengen an sich zu zanken, und wer weiß, was sie noch alles gethan hätten, wenn nicht plötzlich ein Donnerwetter gekommen wäre, das sie gezwungen hätte, nach Hause zu gehen.

Die gut gezognen Kinder befanden sich recht wohl, und munter zu Hause; und weil man ihnen alles, was sie auf ihren Tellern liegen ließen, mitgab, so hatten sie auch des andern Tages noch gute Bissen.

Aber die ungezognen Kinder waren kaum zu Hause, so empfanden sie schon Kopf= und Magenschmerzen.

Einer von ihnen gestund den Aeltern seinen Fehler, und bath um Verzeihung. Die Aeltern ließen den Arzt holen, damit er ihm Arzney verschreiben könnte.

Er nahm sie auch willig ein, so schwer es ihn ankam. Die andern aber, welche ihren Fehler verschwiegen hatten, mußten etliche Tage krank liegen; und, wie man sagt, wäre einer davon beynahe gestorben.

5.

Eine Frau räumte ihre Stube aus, und fand beym Ausräumen eine Schachtel mit Pillen, die für die Mäuse gehörten. Es war Gift, das man Arsenikum nennt.

Weil die Pillen schon alt waren, dachte die Frau, daß sie nichts mehr nütze seyn werden, und warf sie sammt der Schachtel zum Fenster hinaus.

Das sahen einige Kinder, liefen hinzu, eröffneten die Schachtel, kosteten die Pillen, die ihnen schmeckten, weil sie mit Zucker vermischt waren. Sie assen davon.

Als sie nach Hause kamen, klagten sie über Schmerzen im Magen. Einige wurden auf den Tod krank, und einige starben.

So gehts jungen Näschern, wenn sie meynen, daß sie alles kosten müssen, was einem Leckerbissen gleich sieht.

6.

Herr Pfarrer zu einem Kranken! sagte der Meßner (Küster).

Und wer ist dieser Kranke? fragte der Pfarrer.

Der Bäckerjunge Robert ists.

Der Pfarrer eilte, weil er glaubte, daß die Krankheit gefährlich seyn könnte; und — was für ein Anblick, als ihn der Pfarrer sah!

Robert saß auf einem Lehnstuhle. Die Augen stunden ihm weit heraus, die Lippen waren blau, die Farbe des Gesichtes gelb und schwarz, an den Händen sah man nichts als Haut und Bein, und der ganze Körper war ausgezehrt.

Robert wollte den Pfarrer gleich beym Eintritte in die Stube anreden, aber vor Husten und Blutauswerfen konnte er nicht.

Nachdem der Husten aufgehört hatte, fragte ihn der Pfarrer: Lieber Robert! was fehlt ihm dann? Ach! sagte der Kranke so stille, daß man ihn kaum verstehen konnte, wenn ich Brod backte, wars in der Stube so heiß, daß mir der Schweiß manchmal über den ganzen Leib weg lief; da hatte ich Durst, und trank nach Genügen, warf dann mein Kamisoll von mir, und gieng zum Backofen. Giengs mir im Winter zu kalt in den Rücken, so trank ich **Branntwein**, und trank so lange, bis mir rücklings so warm wurde, wie mirs der Backofen vorwärts machte; und das hat mir den Rest gegeben. Der Doktor sagt, ich habe die **Lungensucht**. Hier — hier — sprach er, und griff auf die Brust, hier fehlt es.

Junger Mann! versetzte der Pfarrer, so muß man Schmerzen leiden, und zieht sich in den beßten Jahren den Tod zu, wenn man in die **Hitze hineintrinkt**. Habe ichs euch doch so oft gesagt, wenn ich euch im Winter mit dem Branntweinglase vor dem Backofen stehen sah.

Freylich wohl, erwiederte Robert; aber ich war dort noch gesund, dachte, daß ein vogelfrischer Bursche nicht so leicht krank wer-

den,

den, und noch weniger so jung, als ich jetzt bin, sterben sollte. Hier fiel ihm eine Thräne nach der andern vom Auge, und nach acht Tagen ward er — eine Leiche; denn es faulte ihm die ganze Lunge weg.

Wenn sich doch Kinder etwas sagen liessen, Roberts Beyspiel immer vor Augen hätten, und ihren Fehler nicht erst dann bereuten, wann sie ihn nicht mehr gut machen können.

7.

Drechsler Velten gieng aufs Land, und wollte sich Holz in seine Werkstatt kaufen. Im Rückwege traff er ein Wirthshaus an. Da trank er bis in die Nacht.

Es war so finster, daß man keinen Stich mehr sehen konnte. Dessen ungeachtet tappte und taumelte er im Dunkeln nach Hause. Nun gieng er aber irre, kam auf eine Anhöhe, und weil er nicht sehen konnte, stolperte er, und stürzte hinunter.

Jetzt war er auf einmal nüchtern. Alle Glieder thaten ihm wehe. Er wollte aufstehen; aber er hatte sich beyde Füsse gebrochen. Was wollte er nun anfangen? Er jammerte, und rief um Hilfe. Nach zwoen Stunden hörte ihn endlich ein Kohlbrenner, der nicht weit davon in einer Hütte lag, und Kohlen

brann=

brannte. Dieser gieng dem Geschreye mit einer Spanfackel in der Hand nach, und fand ihn liegen. Aber was halfs? Der Kohlbrenner konnte ihn nicht tragen. Er mußte also weiter gehen, und Leute holen; und darüber giengen wieder zwo Stunden weg.

Endlich brachte man den armen Velten geschwollen und ohnmächtig ins nächste Wirthshaus. Er kam in die Hände eines Baders, der nichts als Bart scheeren, zur Ader lassen, und schrepfen konnte, und wurd so übel kurirt, daß er Lebenslang auf den Krücken gehen mußte.

Hüttet euch vor Gefahren.

1.

Heysa! Buben, rief Fritz, da er mit seinen Kammeraden aus der Schule nach Hause gieng. Heute Nachmittag ist keine Schule. Kommt mit dem Schlage 2 Uhr auf meines Vaters Wiese. Ich habe eine Schlüsselbüchse. Das wird einen Spaß geben. Wir wollen uns lustig machen, und brav schießen. Die Buben kamen. Fritz brachte einen angezündeten Schwamm, seine Büchse, und ein Pulver mit. Er füllte die Büchse an, drückte dann mit dem Finger Papier darauf, legte den Schwamm zum Zündloche

hin, und lief mit seinen Kammeraden hinter einem Baume.

Die Büchse gieng nicht los. Was doch das Ding bedeuten muß! sagte Fritz, lief wieder zur Schlüsselbüchse hin, wollte den angezündeten Schwamm näher ans Zündloch bringen, und — krach! die Schlüsselbüchse ward auseinander gesprengt, und schlug Fritzen zween Finger von der Hand.

2.

Ein Mägdchen spielte mit andern Kindern in der Stube. Gähling stieß es mit der Brust an den Tisch, und bekam einen so heftigen Husten auf diesen Stoß, daß es bald ersticket wäre. Es mußte sich erbrechen; und dann wars wieder gut.

Aber nach einer kurzen Zeit kam der Husten wieder. Darauf fand sich ein Fieber ein, und das Mägdchen mußte viel Schleim auswerfen. In der vierten Woche wurde der Athem schwerer, kurz, auf einmal, und ohne daß es jemand vermuthet hätte, mußte das Kind ersticken.

Man öffnete den Leichnam, und fand, daß in den Luftröhren des Kindes eine aufgeschwollne Bohne der Länge nach mit Schleim überzogen lag. Es entdeckte sich, daß das

Mägd-

Mägdchen eine Bohne in den Mund nahm, die beym Anprellen an den Tisch hinunterschlüpfte, sich in der Gegend, wo sich die Luftröhre in zween Hauptäste theilt, aufhielt, und so gefährlich wurde, daß das Kind ersticken mußte.

Wie viele Dinge nehmen doch Kinder in den Mund, die ihnen weit gefährlicher, als eine Bohne sind!

3.

Eine Frau, die im zweyten Stockwerke eines Hauses wohnte, gieng mit ihrem Kinde auf dem Arm ans Fenster, das offen war. Außer dem Fenster stund ein Blumenstock. Das Kind griff nach einer Blume, und fiel der Mutter plötzlich aus dem Arme, und auf die Gasse. Als das Kind im Fallen war, wollte die Mutter schleunig darnach greifen, beugte sich aber zu weit übers Fenstergesims hinaus, und stürzte dem Kinde nach. Beyde blieben todt auf dem Platze.

4.

Mühler Franz führte mit seinem Rappen Mehl in die Stadt. Das Pferd stund mit dem Wagen ruhig auf der Gasse. Indessen kam ein Gassenbube, und schlug mit einem Stecken auf des Mühlers Rappen. Das

Pferd

Pferd wurde scheu, sprengte mit dem Wagen fort; und weil viele Leute auf der Gasse waren, die sich nicht geschwind genug retten konnten, so wurden viele tödtlich verwundet. Endlich riß es sich vom Wagen los, rannte, wie blind, mit aller Gewalt an die zugeschloßne Thüre eines Hauses an, prellte zurücke, zitterte, blieb stehen, und fiel nach einigen Minuten todt zur Erde nieder. Wie man mir erzählt hat, so sollen fünf Personen dabey ihr Leben eingebüßt haben.

5.

Etliche Kinder spielten auf einer Wiese. Eins fand eine Pflanze, welches der Petersilie ähnlich ist, aber einen stinkenden Geruch, und Flecken wie Rost am Stängel hat.

Dieses Kraut zog das Kind mit der Wurzel aus, und fand, daß sie wie die Wurzel einer gelben Rübe (Möhre) aussah. Kinder! hier wachsen gelbe Rüben, sagte es, und aß.

Die andern zogen auch Wurzeln aus, und assen. Sie wurden aber denselben Tag noch krank, und eins starb nach dem andern. Das Kraut war der rothgefleckte Schierling.

Kinder! es giebt noch mehr solche giftige **Kräuter**, z. B. Herbstzeitlose, Ranunkel, oder Hahnenfuß, **Wolfsmilch**, **Bil-**

senkraut, Belladonna, oder Tollkirsche, Eisenhütchen u. s. f.; laßt sie euch von euern Lehrern zeigen, damit ihr euch davon hüten könnt; und dann gebt auch auf die Schwämme Achtung, z. B. auf den Fliegenschwamm, u. d. gl.

6.

Ein Jüngling von 17 Jahren bath seine Mutter, daß er ins nächste Dorf auf das Kirchweihfest gehen dörfte. Die Mutter erlaubte es.

Nahe am Dorfe war ein großes Wasser, das man See heißt. Das freute ihn über die Massen; denn er wäre schon lange gerne auf dem Wasser gefahren. Er stieg also in ein Schifchen. Nun konnte er aber nicht rudern, und es wollte mit der Wasserfahrt nicht recht weiter gehen. Doch das kümmerte den Jüngling nicht. Er stund im Schifchen auf, und trieb es mit einer langen Stange fort.

Es gieng eine Weile; aber auf einmal blieb die Stange im Moraste stecken. Er wollte die Stange nicht aus den Händen lassen. Das Schifchen war mit Gewalt fortgestossen, und der Jüngling stürzte in den See.

Alle Hilfe war vergebens; denn bis man an die Stelle kam, wo er aus dem Schifchen stürzte, war er schon ertrunken.

Als es seine Mutter inne wurde, fiel sie in Ohnmacht; und gab lange kein Lebenszeichen mehr von sich. Man konnte sie mit harter Mühe vom Tode retten. Und weil dieser Jüngling ihr einziger Sohn war, und sich immer recht wohl aufführte, so hoffte sie an ihm mit der Zeit recht viel Gutes zu erleben, und — er war unversehens todt!

7.

Vor einigen Tagen klopfte jemand an meiner Stubenthüre. Herein! sagte ich. Es kam niemand. Ich machte also die Thüre auf; und da stand ein Bettler mit einem hölzernen Fuße, stützte sich auf eine Krücke, und bath mich um ein Stückchen Brod.

Wie seyd ihr dann um euren Fuß gekommen? fragte ich.

Ach, mein Herr! Vor zwanzig Jahren hatte ich noch so gesunde zween Füsse, als Sie jetzt haben. Aber ich war ein junger Waghals, ein leichtsinniger Bube, der das Zureden seiner Aeltern gering in den Wind schlug. Ich sprang über Hecken und Zäune, über Tische und Bänke, und manchmal wohl gar eine halbe Treppe hinunter; und es hat mir nie mißlungen. Aber was zehnmal gelingt, kann das eilftemal mißlingen, und so

giengs

giengs mir. Hinter meines Vaters Hause stund ein alter Birnbaum, auf dem ein Vogelnest war. Das Vogelnest mußt du haben, dachte ich, schwang mich zum nächsten Aste hinauf, griff nach einem höhern Aste, und — der Ast brach. Ich fiel auf den untern Ast, dann auf den Boden, und das Bein am Fuße war zerquetschet. Ich schrie jämmerlich, wie Sie leicht denken können. Meine Aeltern hörten das Geschrey, und kamen mir geschwinde zu Hilfe. — Wie meine liebe Mutter weinte!

Man holte gleich den Bader, und ließ mich verbinden. Aber da sehen Sie (hier zeigte er auf seinen hölzernen Fuß) ich bin ein Krüppel. Man heilte so lange am Beine, bis der Brand dazu kam; und der Bader mußte mir den Fuß wegschneiden.

Als ich größer ward, wollte ich eine Handthierung lernen; aber es nahm mich kein Meister an; und weil meine Aeltern fruh gestorben sind, so muß ich jetzt betteln.

Ich bedaure euch, armer Mensch! sagte ich, und führte ihn in die Küche. Da wartet ein bißchen zu, ihr sollt etwas zu essen kriegen; aber wann ihr gegessen habt, dann kommt wieder zu mir in die Stube.

Fortsetzung.

Arbeit bringt Freude.

1.

Nach einer halben Stunde kam der junge Mensch wieder in die Stube. Vergelts Gott tausendmal! sagte er. Ganz gut, mein Lieber! antwortete ich! aber höret, was ich euch sagen will. Möchtet ihr keine Profession lernen, wenn ich machte, daß ihr eine lernen könntet?

O! ja mein Herr! das möchte ich herzlich gerne. Sie därfen mirs glauben, es kömmt mich wahrlich hart an, daß ich andern Leuten zur Last seyn, im Lande herum betteln, und mein Brod im Müßiggange essen muß. Denn ich halte jeden jungen Menschen für einen Bruder Lüderlich, der zween gesunde Arme hat, wie ich sie habe, und doch nichts arbeitet; aber Sie wissen es nun, daß es bey mir nicht Lüderlichkeit ist; denn, wie gesagt, es nahm mich kein Meister in die Lehre.

Ihr seyd mir ein braver Kerl; und ich bin der Meynung, daß sich unsre Steigbettler gewiß nicht entschuldigen können, wenn sie einen lahmen Fuß haben, und doch nichts arbeiten. Ich kenne einen Mann in Baiern,

der

der schon im vierten Jahre seines Lebens kein Auge mehr im Kopfe hatte, und sich doch bis auf diese Stunde mit Holzhacken, und Holzsägen ehrlich fortbringt. Wenn ich nicht irre, ist dieser Mann in Burghausen. Also — weils euch Ernst ist, euer Brod mit der Arbeit zu verdienen, so könnt ihr Stricken lernen, wenn ihr wollt; und das soll euch keinen Kreuzer kosten.

Ja Herr, das will ich; ich bitte euch, verschafft mir einen Meister, bey dem ich lernen kann.

Der Bettler mit dem hölzernen Fuße lernte stricken; und weil er fleißig war, und alles genau nachmachte, was ihm sein Meister vorzeigte, wurde er bald Gesell, und sparte sich von seinem Wochenlohne so viel zusammen, daß er innerhalb zwölf Jahren in einem Städtchen Bürger und Meister werden konnte.

2.

Vater! riefen Lise und Anton, da unten hinter der Hausthüre steht ein wilder, wilder Mann. Geh Mutter, sieh, wers ist, sagte der Vater zu seinem Weibe. Die Mutter geht, und kömmt nach einigen Minuten wieder.

Es ist der lüderliche Mühler, sieht ganz verhungert aus, hat ein altes Säckelchen über die Schulter, in welchem, wie mirs scheint, Mehl, und einige Stücke Brod sind.

Vater Sattler. Lieber Gott! Laß ihn zu mir in die Werkstatt heraufkommen.

Mühler. Grüße euch Gott, Meister Sattler!

Sattler. Dank, Meister Mühler! Wie kommt dann ihr daher?

M. Ach! wie werde ich daher kommen. Ich bin da dreyßig Stunden zu meiner Base gelaufen, und habe sie gebethen, daß sie sich meiner annehmen möchte; aber sie wollte mich nicht kennen. So gehst du lieber wieder hin, wo du hergekommen bist, dachte ich, vielleicht giebts doch noch einen Menschen, der sich deiner erbarmt. Ich habe mich heute fruh, ehe es recht Tag ward, in die Stadt geschlichen, und stehe schon über 3 Stunden hinter eurer Hausthüre.

S. Wo habt ihr dann euer Weib und eure Kinder?

M. Sie liegen außer der Stadt hinter einem Zaune, und warten, bis ich ihnen Brod und Mehl bringe.

S. Was wollt ihr dann in Zukunft anfangen? denn hier wirds mit guten Leuten wohl nicht lange währen.

M. Ich will in die Residenzstadt gehen, und sehen, ob ich nicht Taglöhnersarbeit bekomme, oder, wenns glückt, auch Mühlknechtsdienste machen kann.

S. Da habt ihr einen halben Gulden. Geht bald in die Residenzstadt, und arbeitet fleißig. Mutter, gieb ihm einen Laib Brod, und fülle ihm sein Säckelchen ganz mit Mehl an.

Der Mühler wischte sich die Thränen aus den Augen, dankte tausendmal, und schlich sich wieder zur Stadt hinaus.

Fortsetzung.

3.

Vater Sattler zu seinen Kindern. Habt ihr den Mann recht angesehen?

Lise. Ach, ja Vater! das muß ein armer Mann seyn, voller Lumpen!

Anton. Das Ungeziefer kroch ihm am Halse, und auf dem zerrißnen Kittel herum.

Lise. Und die Zehen guckten ihm aus den Schuhen hervor. Das muß ein recht armer Mann seyn.

Vat. Arm ist er, meine Kinder! aber hört einmal. Er hatte hier sein eignes Haus aussser dem Thore. Seine Mühle war die beßte Mühle in dieser Gegend. Er hatte die meiste Arbeit aus der Stadt, und als ich und eure Mutter hieher kamen, war er ein vermöglicher Mann. Auf einmal legte er sich auf die faule Seite, und arbeitete nichts mehr, ließ Jungen und Knechte thun, was sie wollten, aß und trank gut, und war überall dabey, wo es lustig zugieng.

Das Gewerb nahm täglich ab; denn die Leute bekamen kein schönes, und kein gutes Mehl mehr; und wenn sie das schönste Korn in die Mühle gaben, lieferten ihnen des Mühlers Knechte das schlechteste Mehl. Manchmal lieferten sie weniger Mehl, als sie hätten liefern sollen, oder wohl gar Roggenstatt Weizenmehl.

Nach Verlaufe eines Jahres giengs mit dem Mühler ganz bergab. Er nahm Geld auf sein Haus auf, und bald gehörte kein Stein am Hause mehr sein. Den Dienstbothen konnte er keinen Lohn mehr geben. Die Kost war blutschlecht; und so giengen sie ihm alle nach und nach davon.

Der Mühler konnte das Geld, das er entlehnte, nicht mehr bezahlen, die Leute, denen

nen er schuldig war, klagten ihn bey der Obrigkeit, und Haus und Gerechtigkeit, und alles, was er hatte, wurde verkauft. Man nahm ihm so gar das Bett unterm Leibe weg.

Weil aber das noch nicht hinreichte, seine Schulden zu bezahlen, so wollte man ihn auch ins Gefängniß setzen. Der Mühler merkte es, und schlich sich bey der Nacht fort; und seit dieser Zeit darf er sich beym hellen Tag in dieser Nachbarschaft herum nicht mehr recht sehen lassen.

Die Kinder erstaunten über diese Erzählung, und versprachen dem Vater, daß sie lebenslänglich fleißig arbeiten wollten.

4.

Wagnermeister Martin wurde krank, und mußte die Arbeit seinem Gesellen Johann ganz allein überlassen.

Da ein fauler Gesell in Abwesenheit des Meisters nachläßig würde gewesen seyn, oder die Arbeit schlecht gemacht hätte, so war Johann noch einmal so fleißig, stund um zwo Stunden früher vom Bette auf, und legte sich um zwo Stunden später nieder, um mehr, als sonst arbeiten, und seine Arbeit recht gut machen zu können.

Ey!

Ey! sagte er, wie wird sich mein Meister freuen, wenn er sieht, daß ich ihm so viel Geld verdiene. Er wird sich noch so bald von seiner Krankheit erholen, wenn er hört, daß ich den Kunden eine so gute Arbeit geliefert habe.

Martin starb! und weil er weder Weib, noch Kinder hatte, hinterließ er seinem Gesellen Johann die Wagnersgerechtigkeit.

5.

Schneidersgesell Robert arbeitete schlecht und langsam, machte gerne Spasse in der Werkstatt, brachte die andern Gesellen oft zum Lachen, und hinderte sie an der Arbeit. Er bekam aber auch wenig Wochenlohn; und binnen einem halben Jahre nahm ihn kein einziger Meister mehr in die Arbeit auf. Das verdroß ihn, und er mußte in eine andre Stadt wandern.

Vor seiner Abreise sagte er zu einem andern Schneidersgesellen: Wir armen Bursche! Uns geht es doch recht übel. Entweder haben wir keine Arbeit, oder wenn wir Arbeit haben, so giebt uns der Meister einen schlechten Wochenlohn. Arbeit genug, antwortete ihm sein Mitgesell, und auch einen guten Lohn! Nur demjenigen gehts übel, der nicht arbei-

ten

ten kann, oder wenn er das Handwerk versteht, nicht arbeiten will. Und dann schieden sie sich voneinander.

6.

Lene diente bey einer Herrschaft. Sie mochte allein, oder unter andern Dienstbothen seyn, so that sie ihre Arbeit willig und mit Freuden. Wenn man sie ausschickte, hielt sie sich bey keinem Schwätzmarkte auf, gieng schleunig ihren Gang, und kam schnell wieder nach Hause.

Einst kam Köchinn Ursel in der Fleischbank zu ihr, und sagte: Lene, ich kanns bey meiner Herrschaft nicht länger mehr aushalten.

Warum dann nicht? fragte die Lene.

Ja, ich sollte als Köchinn abspülen, auskehren, backen, Holz- und Wassertragen, kurz, ich sollte alle grobe Arbeit thun. Da wäre ich eine Närrinn!

Aber warum sind wir dann Dienstbothen, erwiederte Lene, wenn wir nicht arbeiten wollen. Arbeit macht gesund und stark, und dazu haben wir unsre gerade Glieder. Doch, ich kann mit dir nicht länger plaudern; denn ich habe zu Hause die Hände voll Arbeit. Behüte dich Gott!

Die-

Dieses Gespräch hörte jemand, der öfters zur Herrschaft Lenens kam, und erzählte es der Frau.

Seit der Zeit hatte sie die Frau noch lieber, als zuvor; und sie gab ihr nebst dem Lohne unter dem Jahre bald etliche Ellen Leinwand zu einem Hemde, bald ein Paar Strümpfe, ein Halstuch, u. d. gl.

Lene wurde aber auch ihrer Arbeitsamkeit wegen bald in der ganzen Nachbarschaft bekannt.

Unter andern bemerkte ein braver Bürger ihren Fleiß, heirathete sie, und hausete friedlich, und gut mit ihr.

Gemeiniglich hörte man Lenen schon in aller Fruh beym Spinnrade singen:

Wer sich an alle Stühle lehnt,
Lang schläft, und bey der Arbeit gähnt,
Der hat einst große Noth;
Wer aber fruh vom Bett aufsteht,
Und munter zu der Arbeit geht,
Der hat sein täglich Brod.

Genießet eure Vergnügungen mäßig.

An einem schönen Sommertage führte Lehrer Wilhelm diejenigen Kinder, welche fleißig gelernt hatten, nach der Schule spatzieren. Unter diesen Kindern waren Leopold, Fränz-

chen,

chen, Karl, Heinrich, Joseph, Lise, Rose, Lotte und Friderike.

Als sie zu einem schönen grünen Platze kamen, wo Schatten war, sagte er zu ihnen: Hier Kinder, könnt ihr spielen!

Die Knaben spielten mit dem Balle. Die Mägdchen pflückten Blumen, setzten sich unter einem Baume nieder, flochten Kränze, und sangen Lieder.

Nach einer Stunde gieng Leopold zum Lehrer hin. Lieber Herr Lehrer! sagte er, wir möchten gerne ein anders Spiel machen, seyn Sie so gut, und zeigen Sie uns eins vor. Laß deine Gespielen, und Gespielinnen auch zu mir herkommen, antwortete der Lehrer.

Alle Kinder kamen in die Wette gelaufen, und stellten sich in einem Kreise um Wilhelmen herum. Er fieng an zu sprechen: Ich will euch jetzt alle diejenigen Spiele hernennen, die ich einst, als ich so klein war, wie ihr da seyd, mit meinen Kammeraden gespielet habe; dann könnt ihr auswählen, was ihr wollt, wenns nicht zu spät wird. Merket auf!

1.

Die Glocke.

Zweyen Kindern werden die Augen verbunden. Eins hat eine Glocke, oder Schelle, mit der es klingelt. Das andre Kind sucht das klingelnde zu ergreifen; aber es trachtet mit der Glocke zu entwischen. Die übrigen Kinder schließen einen Kreis um diese beyden. Wenn man will, kann das Kind mit der Glocke die Augen offen haben. Dasjenige Kind, welches das andre mit der Glocke ertappt hat, darf allemal wieder zu der Gesellschaft in den Kreis stehen; dann müssen aber die Augen einem andern Mitspieler verbunden werden; und so triffts jeden nach der Ordnung.

Je je! das ist lustig, riefen die Kinder, und hüpften vor Freuden.

Wartet nur, sprach Wilhelm; denn so lange ihr euch in euren Ergötzungsstunden nicht besser, als bisher, unterhalten könnt, so ist mir, und euch nicht geholfen. Ich will also fortfahren.

2.

Der Hafen (Topf).

In einem alten Hafen wird z. B. ein Apfel, oder Kreuzer gelegt. Jedem Mitspie-

ler

ler werden so, wie oben bey der Glocke, die Augen verbunden. Derjenige, dem die Augen verbunden sind, muß drey Schritte vorwärts gehen, sich auf den Boden setzen, wieder aufstehen, einen langen Stecken nehmen, den man ihm in die Hände giebt, und damit dreymal auf den Hafen schlagen. Wer den Hafen zu Trümmern schlägt, hat den Apfel, oder den Kreuzer gewonnen. So viel ich mich noch erinnern kann, haben wir den Hafen selten zerschlagen können; und eben das gab etwas zu lachen.

3.

Herr Richter eine Klage.

Man nimmt so viele Karten, als Spieler da sind. Eine von den Karten muß den **Richter**, eine andre den **Kläger**, die dritte den **Gerichtsdiener**, und die vierte den **Verbrecher** bedeuten. Die übrigen Karten stellen **Bürger** vor. Jeder aus der Spielgesellschaft muß wissen, was für Kartenblätter diese **vier** Personen anzeigen. Dann zieht jeder Spieler eine Karte. Diejenigen, welche den Richter, Kläger, und Gerichtsdiener gezogen haben, sagen es, und zeigen ihr Kartenblatt her.

Der **Kläger** bringt beym **Richter** eine **Klage vor.** Die **Klage** mag heißen, wie sie

will.

will. Dann schafft der Richter, daß der Kläger den Verbrecher aus den Mitspielern heraussuchen, und vorführen soll. Trifft nun der Kläger denjenigen nicht an, welcher die Karte bekommen hat, die den Verbrecher anzeigt, so bekömmt er vom Gerichtsdiener so viele Streiche mit dem Plumpsacke, das ist, mit einem zusammengedrehten Schnupftuche, als der Richter vorschreibt. Das geht so lange fort, bis der Verbrecher errathen ist. Dann bekömmt der Verbrecher seine Strafe mit dem Plumpsacke.

4.

Kreisspiel.

Man macht einen Kreis auf dem Boden, und setzt sich in einer gewissen Entfernung ein Ziel. Von diesem Ziele an werfen alle der Ordnung nach eine Nuß, Birn, einen Apfel u. d. gl. in den Kreis. Derjenige, dessen Nuß oder Birn im Kreise liegen bleibt, hat die andern, welche außer dem Kreise liegen, gewonnen. Sind mehrere Birnen im Kreise liegen geblieben, so werfen diejenigen, denen die Birnen zugehören, wieder, wie zuvor, und das geht so lange fort, bis nur eine Birn im Kreise liegt.

5.

Die blinde Maus.

Demjenigen Kinde, welches die blinde Maus seyn muß, werden die Augen verbunden. Alle übrigen laufen in der Stube herum, und suchen zu entkommen. Die blinde Maus geht ihnen nach, und bemüht sich ein Kind zu fangen, welches dann die blinde Maus seyn muß.

6.

Das Winseln.

Einem werden die Augen verbunden. Er muß dann mitten im Kreise stehen bleiben, welchen die übrigen Kinder machen. Alle halten sich bey der Hand, und tanzen um ihn herum. Der Winsler hat ein Steckchen, klopft damit auf den Boden, und sie stehen alle stille. Er reicht das Steckchen auf ein Kind hin, nnd giebt mit seiner Stimme einen Laut von sich. Dasjenige Kind, welches er mit seinem Steckchen berührt, muß den Laut mit der Stimme nachmachen. Der Winsler darf den Laut dreymal nacheinander fodern. Erräth er aber dessen ungeachtet denjenigen nicht, der den Laut zurücke giebt, so muß er Winsler bleiben. Erräth er ihn aber, so muß der Errathne in den Kreis treten, und Winsler werden.

7.

Das Springspiel.

Es wird ein Apfel, u. d. gl. mit einem Faden aufgehenkt. Die Kinder haben einen Stecken, mit welchem sie den Apfel berühren können. Nun fangen sie alle nacheinander zu laufen an. Am Platze, wo der Apfel ist, macht jedes Kind im Laufen einen Sprung, und schlägt nach dem Apfel. Wer ihn trifft, erhält ihn.

8.

Das Gleichgewicht.

Man nimmt eine Egerflasche, die nicht leicht zerbricht, und legt sie auf den Boden. Dann setzt sich ein Knabe auf die Flasche der Länge nach, schlägt die beyden Füsse bey den Knöcheln übereinander, so, daß die Ferse eines Fußes auf der Erde aufliegt. Man giebt ihm eine Kerze, die brinnt, in die rechte Hand, und eine, die nicht brinnt, in die linke, und in dieser Stellung muß er mit der Kerze in der Rechten die Kerze in der Linken anzünden. Der Knabe muß aber gerade sitzen; und die Arme dürfen nicht aufliegen.

Und jetzt bin ich mit meiner Erzählung fertig. Die Kinder schlugen vor Freuden in

die

die Hände, und lachten. Nun wollen wir ein neues Spiel machen, riefen sie.

Wilhelm sagte: Ich dächte, ihr sollet euch in euren **Vergnügungen mäßigen**, das ist, Einhalt thun.

Ich habe heute zu lange mit euch gesprochen, und wenn ihr noch ein neues Spiel anfangen wollt, so werden wir zu spät nach Hause kommen.

Die Kinder schwiegen stille.

Doch es fällt mir etwas ein. Im Heimgehen dürft ihr in die Wette laufen. O ja, Herr Lehrer, riefen die Kinder, und küßten ihm die Hände.

Wilhelm, der immer etwas bey sich hatte, womit er guten Kindern Freude machen konnte, zog eine Kreuzersemmel aus der Tasche. Wer Appetit zur Semmel hat, der richte sich zum Laufen, sagte er. Seht dort die großen zween Steine. Auf jeden Stein werde ich eine Semmel legen. Wer der Erste beym Steine ist, der greife nach der Semmel, und esse sie.

Die Kinder mußten stille stehen, indeß daß Wilhelm die Semmeln zu den Steinen trug. Als er zurückskam, sagte er: Theilt euch in zwo Partheyen. Die Mägdchen laufen zum Steine, der rechts, und die Kna-

ben zum Steine, der links steht. Stellet euch in Ordnung. Eins! zwey! drey! — Leopold und Liese erhielten die Semmeln.

Brav, brav! rief Wilhelm, ließ dann die Kinder niedersitzen, und ein wenig ausruhen. Keins dorfte ein Kleidungsstück von sich werfen, noch aufknöpfen. Sie mußten sich den Schweiß abwischen.

Nach einer Viertelstunde standen sie wieder auf, und dankten ihrem Herrn Lehrer für die Freuden, die er ihnen gemacht hatte. Ehe sie von einander giengen, sagte Wilhelm: Gute Nacht, meine lieben Kinder! seht, so darf sich derjenige ergötzen, der fleißig gelernet hat.

Fortsetzung.

Kaum hatte Leopold die Stubenthür in der Hand, so schrie er schon: Vater! heute habe ich den Preis erhalten.

Was für einen Preis? fragte der Vater.

Herr Wilhelm ließ uns Kinder in die Wette laufen. Er legte eine Semmel auf einen Stein; und wer der Erste zum Steine war, der dorfte sie nehmen, und essen. Ich erhaschte sie zum Ersten, und aß sie.

Der Vater schmunzelte. Das gefällt mir, sagte er, Euer Lehrer ist doch ein ganzer Mann! denn höre:

Spiele, bey denen man den Körper abhärtet, und etwas ausstehen lernt, sind für Kinder vortrefflich. Man lernt seine Glieder brauchen, und, ohne von der Bewegung zu reden, die der Gesundheit so dienlich ist, lernt man sich in hundert Fällen vor Gefahren schützen, die dem Stubensitzer aufstossen.

Ich habe unter der Aufsicht meines Vaters (Gott tröste ihn!) wie ein Hirsch laufen, über Gräben und Bäche springen, auf dem Eise, und auf hölzernen Stangen gehen, zur Uebung meiner Arme mit Steinen auf ein ausgestecktes Ziel werfen, und auf Bäume klettern gelernt, kurz, ich wurde wie abgegliedet, und ward ein Bube wie ein Windspiel; aber ich kann dirs sagen, daß mir all das Ding in meinem Leben oft genützt hat.

Z. B. Einmal verlor eine Magd im Hause, wo ich wohnte, einen Groschen. Sie zündete ein Wachslicht an, suchte unter dem Kasten, und fand den Groschen. Plötzlich rief sie ihre Frau. Sie ließ den brennenden Wachsstock stehen, und lief zur Frau. Die Frau schickte sie aus. Das Mensch vergaß auf den Wachsstock, und binnen einigen Stunden war das Haus im Feuer. Man konnte es nicht mehr löschen. Ich packte also

so Wäsche, Kleider, und Better zusammen; aber ehe ich mit dem Zusammenpacken fertig war, ergriff die Flamme meine Stubenthüre. Kind, da triebs mich in die Enge! Aber ich verlor doch den Muth nicht, warf die zusammengepackten Sachen geschwind zum Fenster hinaus, und — was glaubst du, daß ich that? — ich sprang über ein ganzes Stockwerk hinab, ohne daß ich mir durch den Sprung einen Schaden zugefügt hätte.

Aber dessen ungeachtet halte ich **zu weite**, oder **zu hohe** Sprünge noch immer für gefährlich; nur weniger gefährlich sind sie, wenn man sich unter Aufsicht der Aeltern, oder **Lehrer** im Springen geübt hat; und ich hätte den Sprung übers Fenster hinab gewiß nicht gewagt, wenn ich nicht in Lebensgefahr gewesen wäre.

Ueberhaupt muß man beym Springen allemal den **Mund geschlossen**, und die **Füsse** nicht steif, aber bey den Knien **enge zusammen halten**, und dann auf die **Zehen** springen.

So muß man auch beym **Heben**, und **Tragen** den Mund schließen, und die Füsse dicht zusammen halten.

Beym **Gehen** führte mich mein Vater über Berg und Thal, durch Sand und Schnee.

An-

Anfangs wollte mir das nicht wohl anschlagen, besonders, wenn es regnete, schneyte, oder der Wind so stark gieng; aber ich mußte es mir gefallen lassen. Nichts kam mich schwerer an, als wenn ich auf schmalen Wegen gehen, und von den Höhen in die Tiefen hinabsehen mußte. Ich bekam gar oft den Schwindel; aber mit der Zeit gewöhnte ich mich so daran, daß ich an keinen Schwindel mehr dachte.

Einst gieng er zu einem Scheibenschießen. Bube, sagte er, du gehst mit mir. Ich gieng. Auf der Schießstätte zeigte er mir, wie man die Flinte laden, tragen, halten, und losschießen müsse, ohne daß man sich, oder andern schaden könne. Wie ich am ganzen Leibe zitterte, als das Ding auf einmal Feuer gab, und so erschrecklich knallte! Er lächelte. Sey ohne Sorge, sagte er, wenn man so mit der Flinte umgeht, wie ichs dir gezeiget habe, so hats keine Gefahr; aber ohne meine Erlaubniß darfst du doch noch kein Schießgewehr anrühren, du könntest dich Knall und Fall todtschießen.

Hier brach er das Gespräch ab, und Leopold riß Augen und Mund auf, als er vom Knalle und Falle hörte.

Unterdessen brachte die Mutter Leopolden seine Abendsuppe. Er aß sie, bethete eine

Stun-

Stunde darauf sein Nachtgebeth, und gieng schlafen.

Haltet euch reinlich.

1.

Der König und die Königinn von England fuhren nach einem Lustschloße spatzieren. Als sie dort ankamen, war schon ein Hauffe Kinder um die Kutsche herum, die Sie beym Aussteigen sehen wollten. Unter diesen Kindern war ein Knabe mit schönen langen Haaren, und in einem neuen Kleide. Dem König fiel dieser Bube gleich in die Augen. Er fragte ihn, wem er zugehöre. Mein Vater, antwortete der Knabe, ist beym König Trabant. So kniee nieder, sagte er darauf, und küße der Königinn die Hand. Das wäre schön, erwiederte der Kleine; ich würde ja meine Hose garstig machen.

Die **Reinlichkeit** dieses Kindes gefiel dem König sowohl, daß er ihm auf der Stelle ein schönes Stück Geld schenkte.

2.

Ich kannte ein Mägdchen, welches seiner Reinlichkeit wegen überall beliebt war. Wenn ich nicht irre, hieß das Mägdchen Kordel.

Kor-

Kordel mochte essen, trinken, oder mit andern Kindern spielen, so nahm sie sich in Acht, daß sie sich, oder ihre Kleider nicht beschmutzte.

Für Bücher, Federn, Papier, Kleidungsstücke, u. d. gl. hatte sie ihren gewissen Platz, und legte, oder stellte alles in die schönste Ordnung. Ihre Bücher machte sie in ein Papier ein, um sie nur säuberlich zu erhalten. In ihrem Schreibbuche sah man das ganze Jahr keinen Dintenfleck. Wenn sie schrieb, spritzte sie die Dinte weder auf den Tisch, oder die Schulbank, noch auf den Boden, sondern in den Schreibzeug. Sie schneutzte sich nie in ihren Schurz, sondern ins Schnupftuch, und spie nicht einmal auf den nächsten beßten Zimmerboden nieder. Nichts konnte sie weniger leiden, als wenn Mägdchen ihren Rotz an den Aermel wischten, oder sich Gesicht, Hals, Mund und Hände den Tag hindurch nicht öfters wuschen. Auf der Gasse wich sie dem Kothe aus, so gut sie konnte, und ehe sie in ein Zimmer trat, wischte sie außer der Thüre allemal ihre Schuhe ab.

Sie hatte zwar selten neue Kleider; denn ihre Aeltern waren arm; aber diejenigen Kleider, die sie hatte, waren weder zerrissen, noch unreinlich. Sie bürstete dieselben Morgens

allemal fleißig aus, putzte sich ihre Schuhe, und kämmte sich die Haare, und kleidete sich dann geschwind, und nett an. Ihre Wäsche war so weiß, wie Schnee.

Wenn sie zu einer Arbeit greifen mußte, mit der sie sich beschmutzen konnte, zog sie ihre schlechtesten Kleider an, und wusch sich nach der Arbeit wieder.

Eine vornehme Frau, die gegenüber wohnte, bemerkte etliche Jahre die Reinlichkeit dieses Mägdchens; und als Kordel groß und stark genug war, nahm sie dieselbe in ihren Dienst auf. Wie ich höre, dient Kordel noch jetzt bey dieser Frau; und ihr Dienst soll einer der beßten in der ganzen Stadt seyn.

Hütet euch vor Furcht und Schrecken.

1.

Vor kurzer Zeit kletterte ein Knabe von 14 Jahren in Abwesenheit seiner Aeltern auf einen Baum, und wollte Aepfel schütteln. Es brach der Ast, auf dem er stund, und seine jüngere Schwester, die unter dem Baume war, erschrack so sehr darüber, daß sie auf der Stelle starb. Der Knabe selbst kam aber mit dem Leben davon.

2.

Man trug einen Leichnam zum Gottesacker; und als man den Todten ins Grab senken wollte, sprang ein Todtenkopf, den der Todtengräber den Tag zuvor ausgrub, ein Paar Zolle in die Höhe, und bewegte sich etliche Schritte fort. Die Leute, welche die Leiche begleiteten, überfiel ein Schrecken; und es stunden ihnen die Haare gen Berg. Würde der Pfarrer nicht gegenwärtig gewesen seyn, ich glaube, daß sie alle davon gelaufen wären. Aber der Pfarrer war der Mann, der sich nicht leicht erschrecken ließ. Er wollte der Sache auf den Grund sehen, und gieng beherzt zum Todtenkopfe hin, und sieh! auf einmal sprang ein großer Ratz (Ratte) aus dem Kopfe heraus, und lief davon. Da das die andern Leute sahen, getrauten sie sich näher hinzuzutreten; und man fand endlich, daß der Ratz das Gehirn, welches noch nicht ganz verfault war, aufzehren wollte. Die Leute lachten sich untereinander aus; und das ist gemeiniglich der Ausgang von dergleichen Geschichten, wenn man nur das Herz zu untersuchen hat.

3.

In meinem Keller gehts um, sagte ein Hutmacher zu seinem Gesellen Lorenz. Kin-

derey! antwortete Lorenz. Ich gebe ihm einen Gulden, versetzte der Meister, wenn er mir heute Nachts in den Keller geht, und zum Zeichen, daß er dort gewesen ist, ein Messer in den untersten Staffel der Kellerstiege steckt.

Ein Mann ein Wort; und die Sache war richtig. Lorenz gieng um Mitternacht in den Keller. Als er noch ein Paar Staffel hinabzusteigen hatte, fieng er an, sich zu fürchten; er stieg also nicht mehr weiter, sondern bückte sich, und steckte das Messer, wie es ausgemacht war, in den untern Staffel (Stuffe).

Da er sich aufheben wollte, merkt er, daß ihn etwas am Rockzipfel fest halte; und Lorenz erschrack so sehr darüber, daß er in Ohnmacht fiel. Weil er zu lange ausblieb, geriethen Meister und Gesellen in Sorge. Sie nahmen ein Licht, giengen miteinander in den Keller; und da sahen sie den Gesellen Lorenz nach aller Länge liegen.

Sie wollten ihn aufheben, und fanden, daß das Messer durch seinen Rockzipfel gestochen war.

Wie er wieder zu sich kam, sagte er, daß er gemeynt habe, es hätte ihn der Geist beym Rocke gepackt.

Jetzt

Jetzt eine Frage. Was haltet ihr von Kindern, die sich aus Spaße in den Winkeln verstecken, plötzlich hervorspringen, ein Geräusch, oder ein Geschrey erregen, und ihre Kameraden, die so etwas nicht vermuthen, erschrecken?

4.

Man konnte ein Mädchen von sieben Jahren nicht aus dem Schlafe bringen. Ein Spaßvogel kam mit einem Kruge Wasser, und schüttete es dem Kinde ins Gesicht. Das Mägdchen wurde in einem Augenblicke wach; aber es bekam Zuckungen, verdrehte die Augen im Kopfe, mußte sich erbrechen, wurde gefährlich krank, und starb nach einigen Tagen.

5.

Ich werde innerhalb acht Tagen sterben, sagte die alte Katharine zum Herrn Pfarrer.

Pfarrer. Woher weiß sie das? gute Frau.

Katharine. Heute und gestern hörte ich die Todtenuhr in meiner Schlafkammer.

Pf. Hat dann der Tod eine Uhr?

Kath. Das weiß ich eben nicht; aber es schlägt an meiner Wand, als wenn eine

Sack=

Sackuhr schlüge; und dieses Schlagen bedeutet den Tod.

Pf. O! wenns nur das ist, so darf sie sich nicht bange werden lassen.

Rath. Und warum nicht?

Pf. Es ist ein kleines Thierchen, das in einem Wurmloch sitzt, und so schlägt. Man heißt es Staub = Papier = oder Bücherlaus.

Die alte Frau sagte kein Wort mehr, und ward unwillig, daß der Pfarrer nicht an die Todtenuhr glaubte. Aber sie starb auch nach acht Tagen nicht. Dessen ungeachtet verlor der Pfarrer seit der Zeit das Zutrauen bey der halben Stadt, und sogar die Männer heißen ihn jetzt auf der Bierbank den **ungläubigen** Pfarrer.

6.

Frau Adelheid fand Morgens öfters im Strumpfe, den sie strickte, einige Fäden zerrissen. Sie glaubte, es thäte ihr jemand so etwas zu Fleiße. Sie entschloß sich, eine Nacht nicht ins Bett zu gehen, und so lange zu wachen, bis sie denjenigen, der ihr diesen Possen spielte, entdeckt hätte. Sie sah aber niemanden; und fruh Morgens waren die Fäden im Strumpfe doch wieder zerrissen.

rissen. Das muß eine Hexe seyn, sagte sie, getraute sich Abends nach dem Gebethläuten nicht mehr aus dem Hause zu gehen, steckte Johanneskraut kreuzweise ins Fenster, und räucherte das Zimmer mit Hexenrauche.

Aber das half alles nicht. Endlich sah sie einmal, daß Wespen durch eine zerbrochene Fensterscheibe zu ihr ins Zimmer kommen, sich in der Nähe ein Nest bauen, und Fäden dazu aus ihrem Strickwerke holen.

7.

Vor einigen Jahren wurde einem Offiziere sein Quartier in einem Hause angewiesen, welches nahe am Gottesacker stund. Der Hausherr erzählte ihm, daß sich auf dem Gottesacker bisweilen ein Geist in einem langen weißen Kleide mit Hörnern auf dem Kopfe, und Klauen an den Füssen sehen lasse. Der Offizier sagte, daß man ihn rufen möchte, wenn sich wieder etwas sehen lassen würde.

Ein Paar Nächte darauf erscheint das Gespenst. Der Offizier wird gerufen, sieht die weiße Gestalt, greift nach seinem Degen, und entschließt sich auf den Geist loszugehen. Er gieng, und kam so nahe zum Geiste, daß er mit dem Degen auf ihn stechen konnte, als er auf einmal einen Schlag vor die Stirne bekam.

Die

Die Leute im Hause, welche ihm nachgesehen hatten, schrieen laut vor Schrecken, schlugen die Fenster zu, verkrochen sich ins Bett, und wünschten der armen Seele des Offiziers die ewige Ruhe. Die Hausfrau, welche ein Sonntagskind war, wollte sogar gesehen haben, daß ihn der Schwarze mitten durch die Luft geführt hatte.

Und nun hört weiter. Der Schlag vor die Stirn that dem Offizier über die Massen wehe, und er erschrack darüber; aber nach einer kleinen Weile versammelte er sich wieder, untersuchte die Sache genauer, und fand, daß der Geist ein Hemd war, welches allem Ansehen nach einem armen Nachbar gehörte, der es vor dem Schlafengehen öfters wusch, an einen Rechen hieng, und an der freyen Luft im Gottesacker troknete.

Der Offizier kam dem Geiste zu nahe, das ist, er trat auf die Zähne des Rechens, und gab sich damit einen Schlag vor den Kopf.

So müßt ihrs machen, Kinder! wie es der Offizier gemacht hat, wenn euch etwas Furcht oder Schrecken einjagt. Ihr müßt keine Hasenfüsse seyn, frisch auf die Sache zugehen, und genau untersuchen.

8.

Schlossersgesell Christoph trank Abends starkes Bier, und legte sich Nachts im Bette auf den Rücken. Einige Stunden darauf wards ihm so enge um die Brust, daß er kaum mehr Athem holen konnte. Er wollte um Hilfe schreyen; aber er konnte nicht; denn es drückte ihn zu sehr ums Herz herum.

Etliche Tage zuvor hatte er sich mit seiner alten Meisterinn gezankt. Nun glaubte er, daß sie eine **Drud** wäre, und ihn bey der Nacht so jämmerlich gedrückt hätte. Christoph erzählte das seinen Kammeraden. Die Meisterinn wurde es inne, und verklagte ihn bey ihrem Manne. Meister Schlosser, der schon öfters so ein Drücken hatte, lächelte, rief den Gesellen, und sagte: Christoph! du bist ein vollblütiger Kerl, und wie ich höre, liegst du im Bette gerne auf dem **Rücken**; aber eben das ists, was dir das Drücken verursachet. Ich habe es selbst schon oft erfahren, als ich in deinem Alter war. Willst du guten Rath annehmen, so folge mir, trink künftig mehr Wasser, und weniger Bier, und lege dich im Bette auf die rechte Seite. Ich bin doch schon weit in der Welt herumgekommen, und habe noch nie eine Hexe oder Drude gesehen. Man hat mir noch überall gesagt, daß es dort keine Hexen, und

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druden gebe, wo man an keine glaubt. Merk dirs. Und wenn du mir mein Weib noch einmal für eine Drud ausgeben wirst, so werde ich dir die Arbeit aufsagen; und dann kannst du hingehen, wo du hergekommen bist. Christoph schämte sich, bath die Meisterinn um Verzeihung, und dachte künftig gescheider.

9.

Eine Kindsmagd hatte der kleinen Zezilie oft etwas von den feurigen Männern, von einer Nachtjagd, vom schwarzen Manne, der die Kinder frißt, oder mit sich fortschleppt, und von dergleichen Albernheiten vorgeschwätzt. Zezilie fürchtete sich also im Dunkeln, getraute sich nirgend allein zu bleiben, und bey der Nacht nicht einmal mit einem Lichte vor die Stubenthüre hinauszugehen. Das war ein Kreuz für sie!

Einst kam ein Kaminfeger ins Haus. Sie sah ihn, schrie aus vollem Halse, lief davon, und versteckte sich. Der Vater hörte das Geschrey, suchte sie überall auf, und fand sie hinter einem Scheiterhaufen.

Was schreyst du dann um Gotteswillen, als wenn ein Messer in dir steckte. Der schwarze Mann, lieber Vater, der schwarze Mann! stotterte das Mädchen, und zitterte auf Händ und Füsse.

Du furchtsames Ding! erwiederte der Vater. Er ist ein Mann, wie ich da bin, säubert uns die Kamine im Hause, und wird bey dieser Arbeit voll Ruß.

Zezilie holte wieder freyen Athem, und wischte sich den Angstschweiß ab.

Als sie größer wurde, schickte sie ihr Vater in die Schule; und da hörte sie, daß man sich von allem dem närrischen Zeuge, das ihr die Kindsmagd in den Kopf gesetzt hat, nichts zu fürchten habe.

10.

Der Taglöhner Jakob gieng in den Wald, Holz zu hacken, und fand in einem hohlen Baume ein Säckelchen voll Geld. Er konnte nicht erfragen, wer das Geld verborgen hatte.

Fleischhacker Mathies, ein Nachbar, der durchs Schatzgraben arm geworden war, wollte das Geld, wie ein schlechter Kerl, an sich bringen, kleidete sich von Fuß auf schwarz an, schlich sich in Jakobs Haus, und erschien mitten in der Nacht vor seiner Bettstatt. Das Geld her, welches du gefunden hast! rief er mit einer fürchterlichen Paßstimme, es gehört dem Teufel.

Jakob, der das Herz am rechten Orte hatte, fürchtete sich nicht, und fragte, ob

er wirklich der Teufel sey. Ja, erwiederte der Fleischhacker, ich bins. Der Taglöhner stund vom Bette auf, griff nach seiner Hacke, und versetzte dem Teufel einen Streich, daß er zu Boden fiel.

11.

Christian will in einem Bauernhofe Milch essen. Es bellt ein Hund. Christian läuft davon. Der Hund läuft ihm nach, packt ihn, und zerreißt ihm den Rock.

Wäre Christian seinen Gang fortgegangen. Der Hund würde weiter nichts, als gebellt haben.

Aber wenn er dessen ungeachtet auf Christianen losgelaufen wäre?

So hätte er stille stehen, dem Hunde schön thun, oder sich mit seinem Stocke wehren sollen.

So habe ich einmal gesehen, daß ein Kind, welches die Pferde fürchtete, einer Kutsche ausweichen wollte, vor Angst nicht auf den Boden sah, über einen Stein stolperte, und unter die Wagenräder gerieth.

12.

Vor 9 Jahren machte ich eine Reise zu Wasser. Das Schiff war voller Leute; und

nebst

nebst den Leuten befand sich auch eine Kuhe auf dem Schiffe, die mit einem Stricke ans Schiff gebunden war.

Kaum fuhren wir eine halbe Stunde den Fluß hinab, so wurde die Kuhe unruhig, und schlug mit den Füssen aus.

Ich ersuchte die Schiffknechte, daß sie anländen, und die Kuhe aus dem Schiffe bringen möchten. Sorgt euch nicht, antworteten sie mir, die Kuhe thut euch nichts. Plötzlich machte die Kuhe einen Sprung übers Schiff hinaus, und weil der Kopf am Stricke, und der Strick am Schiffe hieng, so zog sie das Schiff so sehr nach der Seite in den Fluß hinab, daß wir in Gefahr waren, alle aus dem Schiffe gestürzt zu werden.

Ich rief dem Schiffmanne zu, daß er ans Land fahren, und meinen Reisegefährten, daß sie sich auf die andre Seite des Schiffes gegenüber sitzen sollten; aber weder Schiffmann, noch die Reisegesellen hörten mich; und alles schrie um Hilfe.

Gähling ward die Kuhe los, und schwam durch den Fluß.

Wer hat die Kuhe losgemacht? fragte ich. Ein Schneidergesell, antwortete man mir, zog ein Messer aus der Tasche, und schnitt den Strick entzwey.

13.

Albert, und Donat giengen außer der Stadt spatzieren. Da kam ein gewaltiges Donnerwetter. Komm Albert, sagte Donat, dort ist ein Lindenbaum. Wir wollen unterstehen, daß wir nicht naß werden.

Beyleibe nicht! sagte Albert; denn der Blitz fährt gar oft in die Bäume. Was liegt daran, wenn wir naß werden. Unter freyem Himmel ist doch weniger Gefahr.

Sie giengen also langsam ihren Weg der Stadt zu, und auf einmal fuhr der Blitz auf den Lindenbaum zu, unter welchem Donat hat stehen wollen. Da sah Donat darein! Hast du den Donnerkeil gesehen? fragte er Alberten.

Albert. Den Blitz habe ich wohl gesehen, aber keinen Donnerkeil. Donnerkeile giebt es nicht, mein Albert!

Donat. Aber der Donner?

Alb. Auch der Donner thut nichts, nur der Blitz schadet. Wenn du wissen willst, wie weit ein Donnerwetter von dir weg ist, so zähle deine Pulsschläge. Kannst du nach dem Blitze z. B. drey Pulsschläge zählen, bis es donnert, so ist die Hauptgewitterwolke sicher eine Viertelstunde von dir entfernt; und da hats dann weiter keine Gefahr für dich.

Don.

Don. Ach die schöne große Linde! Wenn es doch kein Donnerwetter in der Welt gäbe?

Alb. Donat, das wäre nicht gut. Der Donner erschüttert das Erdreich, und macht es locker; der warme Regen macht es fruchtbar. Wir schöpfen wieder leichter Athem, und sind bey der Luft, die dadurch gereinigt wird, wie neu gebohren. Mein Vater sagt, man solle zur Zeit eines Donnerwetters

1) Nicht zu Flüssen, Seen, Weyhern, nicht an sumpfichte Oerter, unter Kirchenthürme, Eichen- Lindenbäume, u. d. gl. gehen; und dann soll man auch die Zugluft meiden.

2) Man soll sich vom Schwitzen hüten; also — nicht laufen, nicht stark fahren, oder reiten; und eben darum ists auch besser, wenn man bey der Nacht vom Bette aufsteht, und das Schwitzen vermeidet.

3) Ehe das Donnerwetter nahe kömmt, soll man frische Luft ins Zimmer lassen, dann aber die Fenster wieder zuschließen, und allenfalls nur die Thüre öffnen. Oder man kann Eßig auf glühendes Eisen gießen, und die Zimmerluft reinigen.

4) Das beßte Mittel, sich von der Gefahr zu hüten, ist, wenn man einen **Blitzableiter** aufs Hausdach machen läßt.

Hast du nie einen solchen Wetterableiter gesehen?

Don. Ja, zu München auf der Residenz. So viel ich weiß, sind sie vom Metalle, z. B. vom Eisen; denn aufs Metall, wie ich höre, fährt der Blitz zu; und da wird er dann durch den Wetterableiter auf die Erde, oder ins Wasser geführt.

Alb. So ists; und darum hat unser Churfürst auch das Wetterläuten abgeschafft; denn man hat es schon oft erfahren, daß während dem Läuten das Wetter gefährlicher geworden ist, in die Thürme eingeschlagen, und die Personen, welche geläutet haben, todt geschlagen hat. Höre nur, ich will dirs sagen, wie das zugeht.

Mein Vater sagte mir, daß durch das Schwingen der Glocke die Luft nach derjenigen Seite hingeht, auf welche sich die Glocke schwingt. Gesetzt, daß der Blitz nahe beym Thurme vorbeyfährt, so zieht er der geschwungenen Glocke nach, und — dann schlägts ein.

Don. Aber warum lärmt dann der Bürger so sehr wider das Verboth des Wetterläutens?

Alb. Weil ers nicht besser versteht; und weil es allerweil so gewesen ist, daß man

zum

zum Wetter geläutet hat. Mit dem Gerede wider die Gewitterableiter ists gerade so. Neulich sagte Nachbar Faßbinder, daß er die Gewitterableiter für ein Teufelsding halte, weil man Gott die Hände damit binden will. Mein Vater antwortete ihm, ob er keinen Regenschirm nehmen dörfte, wenn es regnete, und ob er Gott die Hände mit dem Regenschirme bände, wenn er nicht naß werden wollte. Der Faßbinder plauderte noch ein wenig in die Quere, und in die Länge, dann schwieg er, und gieng fort.

Dergleichen Faßbinder muß man plaudern lassen, und thun, was gut ist, sagte mein Vater, und erzählte mir diese Geschichte.

Im Jahre 1780 brach in der Gegend des sachsengottaischen Städchens Eisenberg ein Gewitter aus. Ein Knecht aus einer nahe gelegenen Mühle ackerte, spannte die Pferde aus, und ritt, dem Regen zu entkommen im vollen Galopp nach der Mühle. Er eilte in die Stube, setzte sich an den Tisch, wo schon mehrere Leute saßen, es schlägt ein, und der Knecht — ist todt.

Hat sich der Kerl nicht den Tod durch die Ausdünstung zugezogen, die durchs schnelle Reiten in ihm entstanden ist?

Mäßiget euren Zorn.

1.

Gottlieb kaufte sich ein Eichhörnchen, verwahrte es in einem hölzernen Häuschen, und unterhielt sich manche Viertelstunde mit dem lieben Thierchen.

Einmal vergaß er es, zu futtern. Des andern Tages kam er mit einer ganzen Handvoll Nüssen daher gelaufen. Da, rief er schon von weitem, da Eichhörnchen hast du Futter!

Er reichte ihm eine Nüsse nach der andern. Das Thierchen haschte gierig darnach. Das gefiel Gottlieben; und er wollte das Spiel weiter treiben. Er reichte ihm eine Nüsse, zog sie wieder zurücke, reichte sie ihm wieder, und das Eichhörnchen schnappte nach dem Finger, und biß ihn so gewaltig in den Daumen, daß er vor Schmerzen aus vollem Halse schrie.

Nun wars Feuer im Dache. Warte Bestie! rief er, du sollst mir deinen Muthwillen theuer bezahlen, suchte eine Hacke, und weil er keine fand, lief er, wie ein Mensch, der von Sinnen ist, im Zimmer herum, griff nach dem nächsten beßten Kruge, und schlug das Häuschen sammt dem Kruge zu Trümmern. Aber das Eichhörnchen entwischte, und verbarg sich unter der Bettstatt.

Da stampfte er mit beyden Füssen. Du mußt krepiren, schrie er, wenn du tausend Gulden werth wärest, verdammter Eichhorn! nahm seinen Stock, trieb das Thier aus dem Winkel, schlug nach ihm, und schlug den Stock in Stücke, als sein Vater, der den Lärmen hörte, in Gottliebs Zimmer trat. Aber um des Himmelswillen! sagte der Vater, der die Trümmer des Häuschen, des Kruges, und des Stockes sah, was treibst du dann? — Sehen Sie nur, rief Gottlieb, und zeigte ihm den blutigen Finger, das hat mir der Eichhorn gethan.

Aber wird dann der Finger gut, erwiederte der Vater, wenn du Stock, und Krug, und das Eichhornhäuschen in Stücke schlägst, und das arme Thierchen marterst? Wie wäre es, wenn ich dir ein Dutzend Hiebe mit dem zerbrochnen Stocke über den Rücken gäbe? — Gottlieb weinte.

Aber ich will dir zeigen, daß ich mich im Zorne mäßigen kann. Ich werde mit deinem Schatzgelde einen neuen Krug kaufen, und du sollst mir so lange keinen andern Stock bekommen, bist du sanftmüthiger wirst.

Binnen dieser Zeit schwoll der Finger stark auf, und Gottlieb mußte drey ganze Wochen heftige Schmerzen leiden, bis er geheilt

heilt wurde. Hätte er das Blut gleich vom Finger weggewaschen, ein Pflaster auflegen, und sich statt des Wüthens und Tobens verbinden lassen, so würde es einige Tage darnach wieder gut gewesen seyn; aber so —; doch, wie man mir sagt, soll Gottlieb diesen Fehler öfters bereuet haben; und er hat sich nie wieder vom Zorne übereilen lassen.

Es ist gut, wenn man seinen Fehler bereuet, und sich bessert; aber es ist besser, wenn man nie etwas thut, das man bereuen darf.

2.

Eine Mücke stach ein Pferd. Das Pferd schlug mit den Füssen aus. Pferd, rief die Mücke, gemach! ich sitze auf deinem Rücken, und du triffst mich nicht. Endlich gab das Pferd gute Worte aus. Das ist ein anders, sprach die Mücke. Sieh, weil du so sanft mit mir sprichst, steche ich dich nicht mehr; und die Mücke flog weg.

Was sollen Kinder aus dieser Fabel lernen?

3.

Ein Herr nahm sich Philippen zum Kammerdiener auf. Der Kerl war plump, und konnte sich in seinen Dienst nicht schicken; aber der Herr übertrug seine Plumpheit ge-

lassen. Einst wollte er, daß ihm Philipp eine Schlafhaube wärmen sollte. Philipp legte sie auf den Ofen, verbrannte sie, und überreichte sie so seinem Herrn. Wozu soll ich die verbrannte Haube brauchen? sagte der Herr ganz gelinde, geht hin, und wärmt mir eine andre. Philipp wollte eine andre Haube aus dem Schubkasten hervorsuchen, und stieß mit dem Ellenbogen ein Paar Kaffeschaalen, die auf dem Kasten stunden, auf den Boden. Sein Herr sagte: Es ist Schade! die Schaalen waren schön.

Sowohl Freude, als Traurigkeit schaden, wenn sie übermäßig sind.

1.

Xaver bath seine Mutter, daß sie ihm einen Zeisig kaufen möchte. Aber Kind, sprach die Mutter, wer kauft dem Vogel Futter? Ich, liebe Mutter, ich, antwortete Xaver, ich nehme Geld aus meiner Sparbüchse, wenn sie es erlauben, und kaufe Hanfkörner. Meinetwegen, versetzte die Mutter, und schickte die Magd auf den Vogelmarkt.

Xaver stund am Fenster, und sah die Magd mit dem Zeisig zurücke kommen.

Flugs

Flugs war er aus der Stube. Der Zeisig, der Zeisig! rief er, sprang der Magd entgegen, glitschte auf der Treppe aus, fiel sich ein Loch in den Kopf, und verrenkte sich den Arm.

Fortsetzung.

2.

Als Xaver wieder geheilt war, wollte er einmal seinen Zeisig futtern, und — der Zeisig lag steintodt im Häuschen da. Ach! mein Vogel, mein Zeisig ist todt! schrie er, rang die Hände, und weinte jämmerlich. Er klagte es der Mutter, dem Vater, seiner Schwester, und Hausmagd. Alle bedaurten ihn.

Ich weiß es, sagte die Mutter, daß du den Zeisig sehr lieb gehabt hast; aber wer kann dafür, daß er jetzt todt ist? Laß es gut seyn; morgen sollst du mir wieder einen schönen Zeisig haben.

Doch das half nicht. Er setzte sich in einen Winkel, und weinte so lange, bis die Augen roth wurden, und ihm weh thaten.

Unterdessen wars Zeit zur Schule. Er hatte nichts gelernt, und nichts geschrieben, und bekam vom Lehrer noch obendrein einen Verweis.

Es wurde Mittag; und Xaver konnte nichts essen und nichts trinken. Das ist aber ein Elend, sagte sein Vater, wenn man sich weder bey seiner Freude, noch bey seiner Traurigkeit Einhalt thun kann! Machst du dann den Vogel mit deinem Lamentiren wieder lebendig? Und was hast du davon, wenn du zuletzt krank wirst?

Geduld!

1.

Zween Handwerksbursche wanderten zur Winterszeit, und suchten Arbeit. Es schnie so stark, daß sie einmal den rechten Weg verloren. Sie irrten so lange herum, bis sie endlich Thürme und Häuser von einer Stadt erblickten. Gott Lob! sagten sie, dort ist doch einmal eine Stadt. Wir wollen darinn über Nacht bleiben.

Sie giengen gerade der Stadt zu, und kamen zu einem Fluße, über welchen keine Brücke war. Wir wollen weiter hinabgehen, sagte einer, und wenn wir noch keine Brücke finden, so wollen wir wieder zurücke und weiter hinauf gehen; denn eine Brücke muß doch da seyn.

Da wäre ich wohl ein Narr, sprach der Andre, daß ich lange um eine Brücke umsu-

chen

chen möchte. Bist du noch nicht lange genug herumgegangen? Was brauchts viel Umwege. Siehst du dann nicht, daß der Fluß gefroren ist? Ich bin ohnehin schon so müde, daß ich beynahe keinen Fuß mehr von der Erde aufheben kann.

Gerade zu übers Eis; und dann bin ich in der Stadt. Er geht, und fällt ins Wasser; denn das Eis war noch zu schwach. Zum Glücke war der Fluß nicht tief, und er half sich bald wieder auf die Beine.

Unterdessen fand sein Kammerad die Brücke, und kam trocken in die Stadt.

2.

Herr von Schreyer hatte die Gliederkrankheit. Es riß, und stach, als wenn man Messer in die Knochen gesteckt hätte. Der Doktor besuchte ihn, und verordnete, weder Wein, noch Bier, und auch keinen Kaffe zu nehmen, sondern Semmel in Wasser gesotten zu essen, öfters Thee von Holunderblüthen zu trinken, zu schwitzen, und sich von Erkältung zu hüten. Aber Herr von Schreyer folgte nicht, trank Kaffe, Wein und Bier, aß Fleisch, und erkältete sich. Hören doch die Schmerzen auch nicht auf, sagte er, wenn ich gleich thue, was der Doktor will. So gehts gerade in Einem fort; und ich will essen

sen

sen und trinken, was mir schmeckt. Die Krankheit nahm täglich zu, zog sich auf die Lunge, und er mußte sterben.

Es giebt Krankheiten, die nicht gefährlich sind, wenn man sie nur mit Geduld überträgt; aber sie werden oft dadurch tödtlich, wenn man ungeduldig dabey ist.

Wenn ihr krank seyd, bittet eure Aeltern, daß sie einen Arzt um Rath fragen.

Urban. Meister Marx! ists wahr, daß eure Tochter krank liegt?

Marx. Es scheint so; denn sie hat Kopfwehe, Mattigkeit in allen Gliedern, Magendrücken, und es schmeckt ihr kein Essen. Aber es wird schon wieder besser werden.

U. Manchmal wird es wohl nicht wieder besser. Wollt ihr dann nicht zum Doktor gehen, oder ihn holen lassen?

M. Mein Weib versteht das Ding so gut, wie ein Doktor; und wenns mit dem Mägdchen nicht bald besser werden wird, so wirds ihm schon etwas geben.

U. Wenn ihr euch einen neuen Rock machen laßt, geht ihr nicht zum Schneider?

M. Ja.

U. Warum dann nicht zum Schuhemacher?

M. Weil der Schuhemacher das Schneiderhandwerk nicht gelernt hat.

U. Und nun — hat euer Weib die Kunst gelernt, das kranke Mägdchen gesund zu machen?

M. Gelernt weiter nicht; aber so viel ich höre, soll das Mägdchen die Blattern (Bocken) bekommen, und mit den Blattern kanns Weib wie der Teufel umspringen. Hitze muß mit Hitze vertrieben werden, sagt mein Weib; und da wirds dem Kinde hitzige Sachen eingeben, die das Gift vom Herzen treiben.

U. Meister Marx! seyd gescheid, und laßt das Weib nicht Herr seyn. Wißt ihr dann nicht, daß der Nachbarinn ihr Bube gestorben ist, weil die Mutter Hitze mit Hitze vertrieben hat? Und hat des Branntweinbrenners Peterl in den Blattern nicht das rechte Aug verloren, weil sein Vater dem Weiberrathe gefolget hat?

M. Aber das Weib wills nicht, daß ich zum Doktor gehe. Einmal für allemal der Doktor ist zu theuer.

U. Also wollt ihrs lieber auf etliche Kreuzer ankommen, und das Mägdchen zum Krüppel werden, oder gar sterben lassen?

M.

M. Nein, Meister, das will ich nicht. Und ich möchte mirs bey meiner Treue! nicht nachsagen lassen, daß ich mein Kind versäumt hätte.

U. Also? —

M. Ich will zum Doktor gehen.

U. Recht so. Was verstehen die Weiber von den Krankheiten, und wenns noch einmal nur Kinderkrankheiten sind.

Man muß sich von denjenigen, welche die Sache besser verstehen, rathen lassen, und ihrem Rathe folgen.

1.

In einer Stadt, die ich nicht nennen mag, waren Bürgersleute, welche drey Kinder hatten. Die ältesten zwey waren Mägdchen, und das jüngste war ein Bube. Nun befanden sich alle drey Kinder nicht recht wohl. Sie hatten etwas ungesundes, oder zu viel gegessen.

Des Morgens sagte die Mutter: Kinder! ihr müßt etwas zum Laxiren nehmen. Die beyden jüngern Kinder waren es zufrieden, aber das älteste wollte nicht. Warte nur, sagte die Mutter, ich wills dir schon lehren, und schickte das jüngere Mägdchen, ein Kind von 8 Jahren, in die Apotheke um ein halb

Quintel Jalappenpulver. Jalappa ist eine Wurzel, die in Amerika wächst, und gut laxirt. Das wußte die Frau. Aber das Mägdchen brachte statt Jalappenpulver Mausgift. Die Frau kannte es nicht, und gab den Kindern ein; aber das älteste Mägdchen nahm nichts, und lief davon.

Die andre zwey Kinder, die eingenommen hatten, litten grausame Schmerzen, und waren nach vier Stunden todt. Das Ding kam aus. Der Apothekergesell sagte, das Mägdchen hätte Mausgift begehrt, das Mägdchen sagte aber noch vor dem Tode, es hätte Jalappenpulver begehrt. Der liebe Gott weiß es, wer gefehlt hat, der Apothekergesell, oder das Mägdchen.

Den Hauptfehler hat freylich der Apothekergesell begangen; denn Mausgift, oder dergleichen schädliche Dinge soll man nicht einmal großen Leuten geben, bis man weiß, was sie damit machen wollen.

Durch diese Geschichte sollt ihr klüger werden, und eure Aeltern bitten, daß sie sich die Arzneymittel allemal beym Doktor aufschreiben lassen möchten.

2.

Ich halte viel auf Hausmittel, wie wir sie nennen; aber weil der gemeine Mann

leicht

leicht irren, und den Fleck neben dem Loche setzen kann, so ists mir nie recht, wenn ich höre, daß ihr Kräuter, Pillen, Pflaster und Salben von Schindern, Waldhännseln, Scharfrichtern, und dergleichen Leuten holet.

Ein Weber, der ein guter, fleißiger Mann war, las gerne allerhand Bücher. Nun kam ihm einmal ein Arzneybuch in die Hand. Da fund darinn, was für Kräuter in verschiedenen Krankheiten nützlich sind. Das gefiel dem Weber. Er bekam Lust zur Arzneykunst, und wäre gerne ein Doktor geworden. Er kaufte sich mehrere solche Bücher, und endlich gab er den Leuten Medizin. Oft glückte es ihm, oft starben die Leute.

Ein Schneidergesell hatte einen Fluß am Fuße. Er hinkte zum Weber ins Haus. Der Weber besah den Fuß; und weil er einen braunen Fleck daran bemerkte, so glaubte er, der kalte Brand käme zum Fuße.

Es war der kalte Brand nicht; aber wie es oft geht, wenn man sich um ein Ding annimmt, das man nicht versteht. Der Weber hielt es für den kalten Brand, gab dem Menschen ein weißes Pulver, und sagte ihm, daß ers auf den braunen Flecken streuen müßte: es würde zwar wehe thun, aber daran sollte er sich nicht kehren, und mit dem Aufstreuen des Pulvers nur fortfahren.

Der

Der gute Bursche streute das Pulver auf. Es war gebrannter Alaun, der tief ins Fleisch fraß; und der arme Kranke litt entsetzliche Schmerzen. Er fuhr nach des Webers Rathe mit dem Aufstreuen fort, und der Schmerz und das Loch im Fuße wurden so groß, daß ihm Angst wurde, er möchte um den Fuß kommen.

Endlich ließ er einen Arzt rufen. Der gab ihm einen Verweis, daß er sich einem Pfuscher anvertrauet hatte, ließ Schwalbenkraut suchen, mit der Wurzel ausziehen, das Kraut sammt der Wurzel zerquetschen, und den Saft ausdrücken. Diesen Saft ließ er mit eben so vielem Honig unter einander rühren, eine alte feine Leinwand auffasen, damit befeuchten, und die Wunde mit diesen feuchten Fasen ausfüllen, und verbinden.

Dieß geschah drey Wochen lang alle Tage zweymal, und der Fuß war wieder geheilt.

Ueberwindet euch selbst.

1.

Rosine wurde von ihrer Mutter das erstemal in die Speisekammer geschickt, daß sie Aepfel holen sollte. Das Mägdchen sah eine Menge Aepfel, und Birnen auf einem Tische liegen. Ihr erster Gedanke war: Ich will

mir ein Paar Aepfel und Birnen in den Sack stecken. Aber, dachte sie wieder, giebt mir dann die Mutter nicht selbst einen Apfel oder eine Birne, wenn ich darum bitte? Und gesetzt, sie schlüge meine Bitte ab, wäre es dann recht, wenn ich Aepfel und Birne nähme? Pfui Rosine! du willst naschen? So dachte sie, überwand sich, das ist, that sich Einhalt, und rührte weder Aepfel noch Birne an. Die Mutter hatte die Aepfel und Birnen gezählt, und Rosine würde übel angekommen seyn, wenn sie ein Leckermaul gewesen wäre.

Als Rosine zurücke kam, gieng die Mutter in die Speisekammer, und sah nach, ob Rosine nicht genaschet hatte. Sie fand aber alles in der schönsten Ordnung; und seit dieser Zeit gab sie Rosinen den Schlüssel zur Speisekammer, und vertraute ihr alle Leckereyen an.

Kinder! ich kenne Rosinen gut; und ich habe sie einmal gefragt, wie sie es gemacht hat, daß sie keine Näscherinn geworden ist. Wie ichs gemacht habe, antwortete sie mir, das will ich Ihnen sagen: „Der Anfang war mir „schwer, und als mich meine Mutter das „erstemal in die Speisekammer schickte, hät„te ich mich beynahe nicht enthalten, ein „Paar Aepfel, oder Birnen in den Sack zu „stecken;

„stecken; aber ich dachte der Sache nach, „fand, daß es böse wäre, und that mir Ge„walt an, rührte weder Apfel noch Birne „an, gieng geschwinde aus der Speise, und „schloß die Thüre hinter mir zu. Wie wohl „es mir nachher ums Herz war, daß ichs so „gemacht habe! das zweytemal wars schon „leichter." Ich blickte zwar in der Speisekammer hin und her; aber der Appetit zum Naschen war nicht mehr so stark; und so wars mir nach und nach gleich viel, ob Wasser oder Honig, Mehl oder Zucker u. s. f. in der Speise stunden. Ich kann Ihnen das Ding nicht besser erklären, als wenn ich Ihnen mein Lesenlernen zum Beyspiele anführe. Wie ich das Lesen anfieng, da kams mich so hart an, daß ich fast glaubte, ich würde es nicht lernen können. Als ich mich aber übte, das ist, als ich öfters, und zwar alle Tage zwey- und dreymal las, so giengs von Woche zu Woche besser; und endlich kams mich leicht an. Jetzt lese ich, ohne daß ich daran denke, daß ich lese. Gerade so ists, wenn ich jetzt in die Speisekammer gehe; und ich habe es so weit gebracht, daß ich mich ohne Mühe von allen Leckereyen enthalte."

Ich lobte das Mägdchen, und versprach ihm, daß ich allen Kindern sagen werde, was

es mir erzählet hatte, damit sie sich an Rosinen spiegeln, und ihr nachfolgen möchten.

Fortsetzung.

Ich war damals Lehrer in einer Stadtschule. Da gab es sich dann bald, daß ich ins Werk bringen konnte, was ich Rosinen versprochen hatte. Einmal sagte ich meinen Schülern, was gut, und böse sey.

Ich habe heute fleißig gelernt, rief Joseph auf, war das nicht gut?

Ich. Ja, das war gut. Aber du hast doch gestern mit deinem kleinen Bruder gezankt, ungeachtet dirs deine Aeltern verbothen haben, war das nicht böse?

Schüler. Freylich, das war böse. Aber wenn ich nicht mehr mit ihm zanke, und allemal thue, was mir meine Aeltern schaffen, und nicht mehr thue, was sie mir verbiethen?

Ich. Dann ists wohl das Beßte, was du thun kannst.

Sch. Nun das will ich thun, gewiß, ich will es thun.

Ich. Und wenn du dein Wort hältst, und es allemal thust, so verspreche ich dir bey Mund und Hand, daß es dich so leicht ankommen wird, Gutes zu thun, und Böses

zu

zu meiden, als es Rosinen angekommen ist. Nur frisch daran, liebes Kind! Es wird gehen, und besser gehen, als du es jetzt vermuthest. Doch der Herr Pfarrer wird über diesen Punkt mehr mit dir in der Christenlehre sprechen. Und nun von einem Traume, den ich neulich in einem schönen Büchchen gelesen habe.

Gebhard gieng auf einem schmalen Wege, den schon viele Leute vor ihm gegangen sind. Viele, viele von diesen Leuten kamen wieder zurücke, und sagten Gebharden, er sollte ja nicht weiter fortgehen; denn in der Mitte des Weges läge ein großmächtiger Stein; bey dem er ohnehin würde umkehren müssen, weil kein Mensch darüber steigen könnte.

Gebhard hatte sich fest in den Kopf gesetzt, den schmalen Weg bis ans Ende zu gehen. Er ließ sich also durch ihr Gerede nicht abschrecken; und weil er wahrnahm, daß nicht alle, die vor ihm hingiengen, wieder zurücke kamen, so entschloß er sich den Stein zu übersteigen, es mochte seyn, wie es wollte.

Er gieng fort, und endlich kam er zum Steine. In der Ferne schien er ihm nicht so groß zu seyn, wie die Leute sagten; aber je näher er hinkam, desto grösser schien ihm der Stein zu werden. Zuletzt kam er ihm so groß, wie ein Haus vor.

Da

Da wollte Gebhard umkehren. Aber es war ihm, als wenn er eine Stimm hörte, die ihm zurief: **Du bist auf dem Wege des Guten. Laß dich durch die Größe des Steines nicht abschrecken; er ist so groß nicht, als du meynst. Habe das Herz, und wage einen Sprung!** Bey Gott! ich wage es, dachte er. Er sprang, und in einem Huy! war er über den Stein hinüber.

Er sah sich um, so bald der Stein übersprungen war; und da kam ihm der Stein so klein vor, daß er ihn ohne Sprung ganz leicht hätte überschreiten können.

Wie einem doch manchmal etwas ganz anders vorkommen kann, als es wirklich ist! sagte er zu sich.

Aber er ward herzlich froh, daß er der Stimme gefolget, und den Sprung gemacht hatte, und es wäre ihm nicht so lieb gewesen, wenn ihm jemand tausend Gulden geschenkt hätte, als es ihm war, daß er die eingebildete Größe des Steins nicht geachtet hatte.

Dann blickte er noch einmal auf den schmalen Weg zurücke; und da sah er viele Leute, und besonders Kinder, welche umkehrten, weil sie der Stein abschreckte. Er rief, was er konnte, daß der Stein nicht so groß

sey,

sey, sie sollten keck darüber springen, und den Muth nicht sinken lassen.

Aber sie merkten nicht auf sein Rufen; und er wurde so traurig darüber, daß er aufwachte.

Was für ein Kind kann mir diesen Traum auslegen? Ich möchte gerne wissen:

1) Was der **Stein** bedeute.

2) Warum **kam** Gebharden der Stein **so groß vor**, ehe er ihn übersprungen hatte?

3) Was versteht ihr unter der **Stimme**, welche ihn zum Sprunge aufgemuntert hat?

4) Was war die Ursache, daß Gebharden so wohl war, als er den Stein übersprungen hatte?

5) Hätten die andern Leute nicht auf sein Zurufen merken, und ihm folgen sollen?

6) Darf, oder soll man einem jeden folgen, der uns zu einem Dinge aufmuntert, oder davon abredet?

7) Wem sollen Kinder folgen?

Eine Geschichte.

Außer der Stadt war ein schöner grüner Hügel. Norbert bath seine Aeltern, daß er hinaufsteigen, und oben auf der Ebene spatzieren

ren gehen dörfte. Ja, antwortete der Vater, aber nimm dich in Acht, daß du im Heimgehen den Hügel nicht herunterläufst; denn, wie du selbst weißt, unten ist ein tiefer Sumpf; und du könntest zu Schaden kommen. Doch genug. Geh, und komm nach einer Stunde wieder.

Norbert gieng, und gieng langsam über den Hügel. Die Stunde war vorbey, und er wollte nach Hause gehen. Da fiels ihm ein, ein Paar Schritte über den Hügel schneller zu gehen. Er gieng schneller, kam ins Laufen, und lief. Norbert hätte sich diesen Gedanken ausschlagen sollen; aber — er lief!

Als er einige Schritte fortgelaufen war, wollte er stehen bleiben; aber der Hügel war zu abhängig, und er konnte sich nicht mehr zurücke halten.

Je mehr er lief, desto schneller giengs durchaus, bis er im Sumpfe steckte.

Er hätte sich noch heraushelfen können; aber er bemühte sich nicht. Du bist verloren, dachte er, sank tiefer, und ertrank.

Hätte Norbert doch den ersten Schritt zum Laufen nicht gemacht! Oder hätte er wenigst an der Hilfe, die er sich im Sumpfe noch hätte leisten können, nicht verzweifelt! —

S.

So zieht der erste Fehler gemeiniglich den zweyten nach sich; und verzagen Kinder dann an ihrer Besserung, so — ach! — Erinnert euch an Norberten, ehe ihr einen Schritt zum Bösen waget.

Was für Menschen sind glückselig, oder unglückselig? fragte mich ein Schüler.

Ich. Glückselig nennt man denjenigen Menschen, dem es wohl geht, und der sich nicht sorgen darf, daß es ihm einmal übel gehen werde. Gehts einem aber übel, oder muß er besorgen, daß es ihm über kurz oder lang übel gehen werde, so nennt man ihn unglückselig. Was meynst du, bist du glückselig, oder unglückselig?

Schüler. Ich meyne glückselig.

Ich. Warum glückselig?

Sch. Weils mir wohl geht.

Ich. Es ist wahr, du bist gesund, hast deine geraden Glieder, deine Aeltern lassen dich etwas lernen, und geben dir, was du brauchst. Aber wird es dir auch immer so gehen, wie es dir jetzt geht?

Sch. Das kann ich freylich nicht wissen.

Ich. Wenn ich es dir aber sagte, wie du es machen müßtest, wenn du glückselig werden wolltest?

Sch. O! ich bitte, Herr Lehrer! sagen Sie es mir.

Ich. Du mußt klug, und fromm werden, das ist, du mußt den lieben Gott recht kennen lernen, ihn lieb haben, und alles thun, was er haben will. Dann wird dich Gott wieder lieb haben; und so wird es dir fort und fort wohl gehen, oder was eins ist, du wirst glückselig seyn.

Viele Leute, mein Kind! halten sich für glückselig, weil sie gut Essen und Trinken, Geld, und schöne Kleider, Bediente, Kutschen, und Pferde haben, und Haus und Hof besitzen; aber darum sind sie noch lange nicht glücklich. Doch ich sehe es wohl, du verstehst mich noch nicht recht. Ich muß dir das Ding begreiflicher machen. Also — wohlgemerkt!

Der Körper des Menschen stirbt, aber seine Seele dauert fort.

Ich. Hast du nicht gehört, daß gestern unser Schuhemacher, Nachbar Veit gestorben ist?

Sch. Ja, ich habe es gehört.

Ich.

Ich. So geh, wir wollen ihn noch einmal sehen, ehe er begraben liegt.

Sch. Ja, Herr Lehrer. Sie gehen.

Als sie bey dem Todten stunden, sprach der Lehrer: Sieh! da liegt er, kennst du ihn?

Sch. Nicht recht. Er hat keinen Schurz mehr um, sieht so blaß aus, und rührt sich, und biegt sich nicht.

Ich. Das ist noch nicht alles. Er hört, sieht, fühlt, schmeckt, und riecht nichts mehr.

Sch. Warum dann nicht?

Ich. Weil dasjenige Ding nicht mehr in ihm ist, welches gemacht hat, daß er sich bewegen, reden, hören, sehen, fühlen, schmecken, und riechen konnte.

Sch. Was war dann das für ein Ding?

Ich. Man nennt es Seele.

Sch. Und wie sieht dann die Seele aus?

Ich. Man kann sie nicht sehen. Aber das kann man sehen, was sie alles thut, so lange sie im Leibe ist. Z. B. bey mir und dir ist die Seele noch im Leibe, das ist, wir leben noch auf der Erde. Wir essen, trinken, arbeiten, gehen, reden u. s. f.

Das thut aber der Leib nicht allein, sondern Seele und Leib zugleich. Denn wenns

der

der Leib allein thun könnte, so müßte des Schuhemachers Leib da auch noch reden, sich bewegen, hören u. d. gl. Nun kann ers aber nicht mehr, und liegt wie ein Stück Holz da, wie du siehst. Merkst du jetzt, was dem Leibe des Schuhemachers fehlt?

Sch. Ja, die Seele.

Ich. Und so, mein Kind! wird es auch unserm Leibe einmal gehen. Er wird aufhören zu leben, das ist, er wird sterben, oder todt werden, und so wie des Schuhemachers Leib da liegen.

Jetzt will ich dir wieder etwas erzählen. Es lebten zween Männer in einer Stadt. Einer hatte nichts zu nagen und beißen, das ist, er war arm, der andre war reich. Der Arme war voll Lumpen; und der Reiche hatte viele schöne Kleider.

Der Arme war krank; der Reiche war gesund, und hatte, was sein Herz verlangte.

Wer war glücklicher, der Reiche, oder der Arme?

Sch. O! der Reiche.

Ich. So scheint es; aber warte ein wenig, und höre zu, was die Sache für einen Ausgang nehmen wird.

Der Arme war ein guter, braver Mann, lernte Gott alle Tage mehr kennen, liebte ihn, wurde von Woche zu Woche ein besserer Mensch, und rief in seinem größten Elende: Herr, dein Willen geschehe!

Der Reiche dachte nicht einmal an Gott, that, was ihn freute, und war ein böser Mann. Endlich starb der Arme, und seine Seele kam in den Himmel, das ist, in einen Ort, wo sie den lieben Gott zu sehen kriegt, und sich tausendmal mehr freut, als du dich hier freust, wenn du ein Prämium, oder ein neues Kleid bekömmst.

Der Reiche starb auch; aber da waren seine guten Tage beysammen. Er kam in die Hölle; und es geht ihm jetzt recht übel; denn er wird beständig geplagt und gemartert.

Nun sage mir, wer war glückseliger, der Arme, oder der Reiche?

Sch. O Gott! der Arme war glückseliger.

Ich. Merke dirs also. So lange es nur dem Leibe allein wohl geht, so ist man nicht glückselig. Es muß auch der Seele wohl gehen, das ist, man muß sich in diesem Leben so aufführen, daß man einst nach dem Tode in den Himmel kömmt; dann — dann, mein Kind!

Kind! ist man glückselig, wenn man auch hier nichts, als Kreuz und Leiden hätte!

Wie gut ists doch, daß Gott mehr, als eine Welt hat, und daß unsre Seele nach dem Tode des Leibes noch fortlebt! Lebte jetzt die Seele des Armen in der andern Welt nicht fort, so hätte er für all das Gute, das er hier gethan hat, fein sauber nichts.

Fortsetzung.

Sch. Aber warum giengs dem armen Manne dann hier nicht gut?

Ich. Vielleicht wäre er böse geworden, wenn er gute Täge gehabt hätte. Denkst du noch daran, daß ich an meinem Geburtstage eine Flasche Bier getrunken habe?

Sch. Ja, Herr Lehrer! Sie haben mir auch ein Gläschen eingeschenkt.

Ich. Aber du bathest mich noch um ein Gläschen voll. Ich hätte es dir leicht geben können; aber warum gab ichs dir nicht?

Sch. Sie sagten, zwey Gläschen wären mir nicht dienlich.

Ich. Hast mirs geglaubt?

Sch. Das wäre schön, wenn ichs Ihnen nicht geglaubt hätte. Sie reden ja immer die Wahrheit; und dann meynen Sie

es ja recht gut mit mir. Warum sollten Sie mir das Bißchen Bier nicht gegeben haben, wenn es mir dienlich gewesen wäre.

Ich. Recht; aber meynte es Gott mit dem Armen nicht so gut, als ichs mit dir meyne?

Sch. Sie sagten schon oft, daß es niemand besser mit dem Menschen meynt, als Gott unser lieber Vater.

Ich. Hast du also etwas einzuwenden, wenns Gott einem Menschen hier schlechter gehen läßt, damit es ihm dort gut geht?

Sch. Kommen dann alle diejenigen Leute in die Hölle, denen es hier gut geht?

Ich. Beyleibe nicht! Es kann einem in dieser Welt gut gehen, und man doch dabey ein braver, frommer Mensch seyn; aber ich bin der Meynung, daß viele Menschen böse werden würden, wenns ihnen hier so gut, wie dem reichen Manne gienge; und diesen ists dann gewiß dienlich, wenns ihnen übel geht.

Sch. Aber warum setzte uns dann Gott nicht gleich in den Himmel?

Ich. Warum warst du dann ein Kind, ehe du ein Knabe warst, und warum bin ich ein Mann, ehe ich ein Greis werde? Liebes

des Kind! wir müssen vom Kleinern anfangen, ehe wir zum Größern kommen. Nichts vor der Zeit. Wir müssen uns nach und nach vorbereiten, daß wir zum Himmel tauglich werden. Ehe der Baum blühet, trägt er keine Früchte; also zuvor ein Bäumchen, dann ein Baum, endlich Blüthen, und zuletzt Früchte.

Sch. Aber es wäre doch besser, wenn wir nicht sterben müßten.

Ich. Knaben, wie du bist, können es sich freylich nicht vorstellen, daß ein Mensch gerne stirbt; aber es wird eine Zeit kommen, in der du anders denkst. Glaube mirs, mein Kind! wenn man sichs sauer genug in der Welt hat werden lassen, und so lange um sein täglich Brod gearbeitet hat, bis der Körper steif wird; wenn die Glieder wanken, Gesicht, Gehör, und Zähne geschwächt, oder gar verloren sind, und wenn man Winter und Sommer beym Ofen sitzen, oder gar im Bette liegen, und sich und andern Leuten zur Last seyn muß, o! dann stirbt man gerne; und es ist eine Wohlthat Gottes, daß der Tod dem armseligen Leben ein Ende macht.

Sch. Aber es muß doch wehe thun, wenn man stirbt.

Ich. Die Krankheiten, welche man auf dem Sterbebette ausstehen muß, verursachen manchmal große Schmerzen; aber wenn man Zeit seines Lebens immer auf seine Gesundheit wohl Acht gegeben, und mäßig gelebt hat, so stirbt man nach und nach, ohne viel zu bemerken, verwelkt wie eine Pflanze, verlischt wie ein Licht, das keine Nahrung mehr hat, und schlummert so sanft ein, wie ein Mensch, der sich den ganzen Tag müde gearbeitet hat.

Wenn du einmal von der Welt nichts mehr wirst genießen können, so werden dir alle Freuden, die dir dein Leben jetzt angenehm machen, verschwinden, das ist, es wird dich nichts mehr freuen, und du wirst dich nach dem Tode sehnen. Werde nur einmal so alt, als ich jetzt bin, steh so viel in deinem Leben aus, als ich schon ausgestanden habe, und du wirst gewiß nicht verlangen, länger zu leben, als Gott es will. Erinnere dich einst meiner Worte, wenn ich schon im Grabe seyn werde; und du wirst sagen müssen: Mein Lehrer hat recht gehabt.

Sch. Wenn Sie mir von Ihrem Grabe sagen, so möchte ich mich schon jetzt halb todt weinen.

Ich. Es wird freylich ein wenig traurig werden, wenn wir uns voneinander werden scheiden müssen; aber sey getröstet, liebes Kind! wir treffen uns doch einmal wieder an.

Sch. Wieder? beßter Herr Lehrer! und wo dann?

Ich. In einer andern, und zwar in einer bessern Welt; und wie gesagt, dort werden wir vielmehr Freude haben, als wir hier gehabt haben. Unser Körper, wenn er alt und runzlicht wird, und zu Nichts mehr taugt, gefällt Gott nicht mehr. Wir sterben, und der Körper verfault im Grabe; aber unsre Seele, wenn wir uns bemühet haben, hier recht viel zu lernen, wenn wir fleißig gearbeitet, Gott und den Nächsten geliebet, niemanden etwas Leids, und überall so viel Gutes gethan haben, als wir im Stande waren, diese unsre Seele wird Gott zu sich nehmen; und weil sie ihm wohlgefallen wird, wird er ihr Freude über Freude machen. Lieber Knabe, o! da wirds ganz anders zugehen.

Bist du nie einen Weg durch einen Wald gegangen?

Sch. Ey ja! gar oft.

Ich. Nun beynahe, so stelle ich mir unser Leben vor. Den Weg durch den Wald machen die Bäume dunkel; aber am Ende

des

des Walds wirds helle, und wir sehen frey umher. Das gegenwärtige Leben ist der Weg durch den Wald. Ist der Gang vollendet, das ist, sterben wir, so sehen wir ins Freye, es wird Licht. Also — durch den Ausgang aus dieser Welt wird uns der Eingang in eine andre geöffnet. Wir sind Leuten gleich, die von einem Hause ins andre ziehen. Gott hat uns in unserm ersten Hause Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten, und viele Freuden verschaffet; und darum haben wir auch gerne darinn gewohnt; aber das soll uns nicht hindern, alles dasjenige ruhig zu verlassen, was wir besessen, oder genossen haben, und in das zweyte Haus einzuziehen. Es wäre große Narrheit, wenn wir uns betrüben wollten, weil wir das, was uns Gott im ersten Hause gegeben hat, nicht mit uns ins zweyte nehmen können; denn wir finden dort ohnehin, was wir brauchen; kurz, das zweyte Haus ist weit schöner und besser eingerichtet, als es das erste war; und nun — in dieses zweyte Haus folgen wir uns alle miteinander nach.

Je mehr einer hier Gutes gethan hat, desto besser wirds ihm im künftigen Leben gehen. O Kind! Wie süß wird dir z. B. der Anblick eines Mannes seyn, der hier krank und verlassen war, und den du in seinem Jam-

mer-

merwinkel aufgesucht, und ihm Speise, Trank und Medizin zum Krankenbette gebracht hast.

Ein Vater führte seinen Sohn aufs Feld hinaus. Siehst du hier den Acker, sagte er, der vor uns da liegt?

Sohn. Ja Vater, er ist gar nicht angebaut.

Vater. Nein, gar nicht. Was wird der Bauer, dem er gehört, für Getreid kriegen?

S. Ich glaube, keins.

V. Da zur Linken ist ein andrer Acker. Es geht zwar Korn auf, aber wie wenig!

S. Und das Wenige scheint noch dazu schlecht Korn zu seyn.

V. Aber hier zur Rechten? Nicht wahr, da ist viel, und schönes Korn? Derjenige Bauer, dem es gehört, wird eine gute Erndte haben. Und doch alle drey Aecker haben einerley Erde. Sie liegen nahe beysammen, und Grund und Boden sind gut.

S. Warum wächst dann nicht überall gleich viel, und gutes Korn?

V. Soll ein Bauer erndten, wenn er den Acker nicht pflüget, und besäet? Soll er viel, und gutes Korn erndten, wenn er

den

den Acker nachläßig pflüget, und wenig oder schlechten Saamen aussäet? — So, mein Sohn! wird es nach dem Tode mit unsrer Seele aussehen; und nur derjenige wird belohnet werden, der hier das Gute thut, und das Böse meidet. Sieht euer Leben dem Acker voll Getreides gleich, so werdet ihr, wenn ihr einst sterbet, in den Himmel kommen.

Geht also fleißig in die Schule, und Christenlehre, merket, was euch eure Aeltern, und Lehrer sagen, und folget ihnen, und es wird euch hier und dort wohlgehen.

Lernet fleißig.

I.

Kajetan wurde von seinen Aeltern fünf Jahre lang in die Schule geschickt; „ denn, sagte sein Vater zu ihm, wenn du nicht alle Sachen, in denen man heut zu Tage Bürgerskinder unterrichtet, gründlich, und durchaus verstehst, so kannst du kein geschickter Handwerker werden. Weil ich in die Schule gieng, wars freylich nicht so, wie es jetzt ist. Aber das thut nichts zur Sache; und ich verwerfe nicht gerne etwas gleich darum, weil es bey meinen Kindesjahren nicht so gewesen ist. Ich habe schon viele Neuerun-

gen

gen erlebt, die gut gewesen sind; und die Herren, welche die Schulen einrichten, sagen, daß so eine Neuerung bey den Schulen auch gut sey; und so viel, als ich verstehe, haben die Herren recht.“

So sprach der Vater oft zu seinem Kajetan von den neuen Schuleinrichtungen. Der Knabe gieng also gerne in die Schule, gab auf alles Acht, was der Lehrer sagte, schwätzte nie, fieng keine Büberey an, wodurch er andre im Lernen störte, blieb ruhig auf seinem Platze sitzen, und wenn er etwas nicht verstund, fragte er den Lehrer stille und höflich. Wenn die Schulstunden geendiget waren, gieng er sittsam nach Hause; und wenn er sah, daß ungezogene Kinder auf der Gasse liefen, lärmten, sich mit Kothe, oder Steinen warfen, und balgten, so gieng er seinen Gang, und mischte sich nie unter diese Gassenbuben.

Beym Eintritte in die Stube grüßte er seine Aeltern, oder küßte ihnen die Hände. Dann dachte er nach, was er in der Schule gelernet hatte, spielte über eine Weile mit seinen kleinen Geschwistern, oder arbeitete bald im Garten, bald in der Stube etwas, oder sang Dudeldum und Dudeldey, und übte sich endlich wieder im Lesen, Schreiben, Rechnen, u. d. gl. für die künftige Schulzeit.

So,

So, wie Kajetan von einer Klasse in die andre fortrückte, wurde er gescheider, und ein besserer Knabe. Lehrer, Aeltern, Schulkameraden, mit einem Worte, alle Leute, die ihn kannten, liebten, und achteten ihn.

Nachdem die fünf Schuljahre vorüber waren, brachte ihn sein Vater zu einem Drechsler, und weil er sich in der Schule ans Aufmerken und Nachdenken gewöhnt hatte, so wars ihm bey der Drechslerprofeßion ganz leicht. Er sah auf alles, was der Meister machte, und was er ihm zeigte, machte er nach, so gut ers konnte, und wurde ehe seine Lernzeit aus ward, ein geschickter Drechslersgesell.

2.

Was willst du für ein Handwerk lernen? fragte Vater Ulrich seinen Sohn Johann.

Sohn. Ich möchte ein Bäcker werden.

Vater. Und warum ein Bäcker?

S. Wißt Ihrs nicht mehr, Vater! daß die vorige Woche ein Bäcker zu euch ins Haus kam, der mich von oben bis unten ansah, und fragte, ob ich nicht Lust hätte, ein Bäcker zu werden? Ich sagte ja.

V. Höre, wie es mein Vater machte, ehe er mich ein Handwerk lernen ließ. In meinem dreyzehnten Jahre führte er mich bald da, bald dort in eine Werkstatt hin. Ich sah Schuhemacher, Schneider, Kürschner, Hutmacher, Metzger (Fleischhacker) Bäcker, Strumpfwirker, Leinweber, Strumpfstricker, Zeugmacher, Färber, Tuchmacher, Tischler (Schreiner, Kistler) Drechsler, Tuchscheerer, Schlosser, Schmiede, Wagner, Hafner (Töpfer) Glaser, Sattler, Riemer, Zinngießer, Weiß- und Rothgärber, Kamm- und Korbmacher, Gürtler, Goldschmiede, Buchbinder, Perückenmacher, Seifensieder, Papiermühler, Zimmerleute, Maurer u. a. m. arbeiten.

Wenn wir nach Hause kamen, fragte er mich z. B. Wovon hat der Tischler gearbeitet? „Vom Holze“. Wovon der Kupferschmied? „Vom Kupfer“. Was hatte er für Werkzeuge? u. s. f. Was schien dir bey dieser und dieser Profeßion hart, was leicht, was angenehm, was unangenehm ꝛc.? Was ich nicht wußte, erklärte er mir; und so machte er mich beynahe mit allen Handthierungen bekannt.

Glaube mir, mein Kind! es ist keine Kleinigkeit, wenn man ein Handwerk lernen, bis ans End seines Lebens treiben, und sein

Brod damit gewinnen will, ohne daß man weiß, ob mans so lange fortzutreiben, oder jemals sein Brod damit zu gewinnen im Stande ist. Also noch einmal, sage mirs frey heraus, warum willst du ein Bäcker werden?

S. Damit ich alle Tage Semmel essen kann.

V. Meynst du nicht, daß man nach einer kurzen Zeit des Semmelessens satt werden könnte, und gerne wieder Hausbrod essen möchte? Aber nicht genug. Weißt du, was ein Bäcker alles thun muß?

S. Er muß backen.

V. Er muß Holz hacken und tragen, Brod backen, muß bey der Nacht backen, und sich den Schlaf brechen, wenn andre Handwerker ruhig, und ungestört fortschlafen, muß Winters und Sommers vor dem heißen Backofen stehen, u. s. f. Magst du noch ein Bäcker werden? —

3.

Fräulein Amalie arbeitete ganze Tage an ihrem Kleider- und Kopfputze. Einst trat ihr Vater ins Zimmer, und sagte: Ich sehe dich freylich immer für deinen Putz arbeiten; aber warum nimmst du nicht einmal auch den Besen in die Hand, gehst mit deiner Mutter

ter in die Speisekammer, in die Küche, und auf den Markt, lernst Eßwaaren einkaufen, kochen, spinnen, waschen, bögeln, backen u. d. gl.

„Papa! wir haben ja Dienstbothen, die diese Arbeit thun; und die Mamma sieht ihnen ja ohnehin auf die Finger.

Glaubst du dann, fuhr der Vater weiter, daß du einst von deinem Putze zu leben haben wirst? Womit willst du dann künftig dein Glück in der Welt machen? — Mit Gelde? Kind! ich habe junge Leute gekannt, die weit mehr Geld hatten, als ich und deine Mutter dir hinterlassen werden; und sie sind Bettler geworden; und überhaupt macht Geld den Menschen noch lange nicht glücklich. — Mit deiner gekünstelten Kleidung? Ein Mann, der Hirn im Kopfe hat, läßt eine geputzte Närrinn gehen, und sucht sich eine brave Hauswirthinn. Oder meynst du, daß es für ein Mägdchen vom Adel eine Schande ist, wenn es sich weniger putzt, und mehr auf die Hauswirthschaft verlegt? Würdest du dich nicht schämen müssen, wenn du einst eine Frau würdest, und nicht einmal so viel verstündest, daß du z. B. einer Köchinn anschaffen könntest, was, und wie sie kochen sollte? Erinnerst du dich nicht mehr, wie die Frau von Blumenfeld von ihren Dienst-

mägden

mägden hinterrücks verlacht, und in der Fleischbank ausgerichtet wurde, weil sie ihnen oft einredete, und schwarz und weiß nicht unterscheiden konnte? Und endlich werden ich und deine Mutter einst sterben. Was willst du dann anfangen, wenn du sonst nichts kannst, als dich putzen? Höre, was ich neulich gelesen habe.

Ein reicher Baron wollte ein Fräulein heirathen. Des Fräuleins Vater sagte: Mein Herr! ich will Ihnen meine Tochter gerne geben; aber haben Sie auch etwas gelernt, womit Sie sich und meine Tochter ernähren können? Das ist eine wunderliche Frage, antwortete der junge Herr; ich bin ein Baron, und habe ein adeliches Gut. Possen! versetzte der Vater, die Häuser der Unterthanen können abgebrannt, und Aecker und Wiesen durch Krieg, oder Ueberschwemmungen verwüstet werden. Kurz, wenn Sie meine Tochter heirathen wollen, so müssen Sie eine Handarbeit lernen.

Was war zu thun? Der junge Edelmann lernte das Korbmachen; und dann bekam er das Fräulein.

Lange lachte der Herr Baron über den Einfall des Vaters. Aber es kam eine Zeit, in der ihm das Lachen vergieng; denn es

wurde

wurde Krieg, die Feinde kamen ins Land, und verwüsteten alles.

Der Edelmann mußte mit Frau und Kindern flüchtig gehen. Er hatte also kein Landgut, und nach einer Zeit kein Geld mehr. Endlich zwang ihn die Noth, Körbe zu machen. Seine Frau arbeitete mit ihm, so viel sie konnte, und die Fräulein und jungen Herren trugen die Körbe auf den Markt, und verkauften sie. So nährte er sich, Frau und Kinder so lange, bis Friede im Lande wurde.

4.

Augusts und Ferdinands Instruktor hielt seine Schüler an, daß sie nach der Lernstunde allemal aufschreiben mußten, was sie sich gemerket hatten. Da zeigte sichs allemal gleich, was für einer aufmerksam, oder flatterhaft war.

Erst gestern mußten August und Ferdinand ihre geschriebnen Sachen wieder aufweisen.

Hier ist Augusts Aufsatz:

Geschichte des Brods, des Mehls, der Mühlen, und der Mehlspeisen.

„Die gewöhnlichste und gesündeste Nahrung des Menschen ist das Brod. Es besteht

aus Mehl. Aber es verflössen viele hundert Jahre, bis man auf den Gedanken kam, aus den Körnern Mehl, aus dem Mehle Teig, und aus dem Teige Brod zu machen. Anfangs aß man die Körner ganz, so wie wir heut zu Tage die Nüssen essen. Nachher fiels den Leuten ein, die Körner klein zuzerschlagen, und endlich zerrieb, und zerstieß man sie in den Mörsern.

Mit der Zeit fieng man an zween Steine übereinander zu legen, und drehte den obern Stein über den untern mit der Hand. Das war eine harte Arbeit für Menschen.

In den ältesten Zeiten war das, was wir jetzt den obern Mühlstein nennen, vom Holze, und mit eisernen Nägeln beschlagen. Endlich gerieth man auf zween Steine.

Anfangs waren die zween Steine nicht so groß wie jetzt. Sobald man sie größer machte, konnte man sie mit der Hand nicht mehr drehen. Man bediente sich also der Esel, oder Pferde, welche die Mühlen treiben mußten.

Nach und nach benützte man das Wasser und den Wind; und da entstunden Wasser- und Windmühlen.

Auf diese Art konnte man leichter Mehl bekommen, als zuvor. Es wurde allgemein, und

und man machte Speisen daraus, die man jetzt Mehlspeisen heißt.

Es ist wahrscheinlich, daß den Leuten manchmal ein Bröckchen Teig übrig geblieben ist, den sie dann wieder unter einen frischen Teig gemischet haben. Das Brod hat durch diese Beymischung einen bessern Geschmack erhalten; und so entstund aller Vermuthung nach der Sauerteig."

Du hast recht wohl aufgemerkt, sagte der Instruktor zu Augusten, als er diesen Aufsatz las. Mache es so fort; und du wirst ein ganzer Mensch werden. Ich habe es mein Lebtag gehört, wenn die Nessel brennen will, so brennt sie bald. Wahr ists. Wer mit Ernste zu Werke geht, das ist, wer recht lernt, was er lernen soll, der ists gewiß im Stande, daß er einst sein Brod verdient.

Itzt folgt der Aufsatz Ferdinands.

Geschichte des Brods.

Das Brod ist eine gute Speise, wenn einen hungert. Es wird aus Mehl gemacht, welches uns des Mühlers Knecht mit seinem alten Schimmel bis zur Hausthüre herführt. Wenn der Mühlbach gefroren ist, kann der

Mühler nicht mahlen; dann bekommen wir kein Mehl, und kriegen kein Hausbrod. Das ist mir aber lieb; denn die Mutter kauft binnen dieser Zeit öfters Semmel, und die esse ich gerne.

Unsere Hausmagd knettet das Brod, und der Bäcker backt es.

Aber Ferdinand! sprach der Instruktor, als er den Aufsatz ausgelesen hatte, wo hast du dann gestern unter der Lehrstunde wieder deine Gedanken gehabt? Wie doch ein Knabe so flatterhaft seyn kann! Der Henker weiß, was dir im Kopfe gesteckt ist. Ferdinand, Ferdinand! das ist ein großer Fehler; und wenn du deine Gedanken nicht bald auf diejenige Sache richtest, die du vor dir hast, so wird mit der Zeit wenig, oder gar nichts aus dir werden; und du wirst ein Taugenichts bleiben.

5.

Ich habe einen Knaben gekannt, den seine Aeltern zu einem Handwerker gebracht haben; aber der Bube entlief seinem Meister. Die Aeltern bathen den Meister, daß er ihn wieder annehmen möchte. Der Meister nahm ihn wieder an.

Nachdem die Lehrjahre überstanden waren, reisete er in die Fremde. Aber er bekam

kam selten Arbeit; und wenn er eine bekam, so jagte ihn sein Meister bald wieder fort, weil er sein Handwerk nicht verstund. Endlich starben seine Aeltern, die ihm noch immer Geld in die Fremde geschickt hatten, und jetzt geht er, ich weiß nicht wo, herum, und bettelt.

6.

Ein Gespräch.

Vater. Magst du kein Bauer, oder Handwerker werden?

Sohn. Nein, Vater, um alles in der Welt nicht.

V. Was willst du dann werden?

S. Ich will studieren, und etwas rechts werden.

V. Meynst du also nicht, daß Bauern und Handwerker etwas rechts sind?

S. Zuckt die Achseln.

V. Der Bauer ackert, düngt, egget, säet, mähet Gras, schneidet Korn, bringt uns Vieh, Getreid, Erbsen, Rüben, Milch, Butter, Schmalz, und Holz in die Stadt. Der Handwerker macht uns Schuhe, Kleider, Stühle, Tische, Häuser, Fenster, Schlös-

ser, verfertigt Leinwand, Küchengeschier, Tuch, Hüte, Strümpfe u. d. gl. Verschaffen uns diese Leute nicht zehnmal mehr Nutzen, als uns unter hundert Studenten nicht dreyßig verschaffen?

Ich habe einen Bruder gehabt, der bis in die neunte Schule studiret hatte. Was wars darnach? Der Kerl lernte diese Zeit hindurch faulenzen, soff wie Bürstenbinder, und wurde ein Spiellump. Er jagte auf diese Art beym Lateinlernen all sein Heirathgut durch, und zuletzt — wurde er Soldat. Doch werde, was du willst, ich lasse dir freyen Willen. Ob du ein Student, oder ein Schneider werden willst, das gilt mir gleich. Es kömmt nur darauf an, daß du Kopf, Freude, und Kräfte genug zu demjenigen Dinge hast, das du lernen willst. Kurz, vergiß auf meinen lateinischen Bruder nicht, und lerne, was du lernen willst, und kannst; aber was du lernest, das lerne recht.

Man muß sparsam seyn.

1.

Ein Vater schenkte seinen Kindern Anton, Baberl, und Valentin zuweilen einen Kreuzer. Baberl kaufte sich Erdbeeren, Kirschen, Aepfel, Semmel, oder Zuckerwerk. Anton

und

und Valentin legten jeden Kreuzer in ihre Sparbüchse.

Es kam die Zeit der Kirchweihe, und es war Jahrmarkt. Anton kaufte sich eine Landkarte, einen Bleystift und ein Federmesser. Valentin gab keinen Kreuzer aus; und weil er fürchtete, daß ihm seine Sparbüchse gestohlen werden möchte, so nahm er sie sogar manchmal zu sich ins Bett, um sie zu hüten.

Der Vater gab genau Acht, was sie mit dem Gelde thaten. Wie der Jahrmarkt zu Ende war, rief er die drey Kinder zu sich, und sagte:

Baberl, du hast dein Geld für Näschereyen ausgegeben, und es verschwendet, das ist gefehlt. Valentin, du hast deine Kreuzer zusammengespart; und das ist recht. Aber du gabst sie nicht einmal zur Zeit des Jahrmarktes aus, da du dir doch viele nützliche Dinge hättest kaufen können, und sollen, mit einem Worte, du suchest immer mehr Geld zu bekommen, und machest keinen Gebrauch davon. So machen es Geizhälse; und das ist wieder gefehlt. Aber du, Anton, du hast es getroffen. Du hast dein Geld zusammengespart, und dann zu Sachen verwendet, die dir theils nothwendig, und theils nützlich waren. Du kannst das Geld regieren.

Baberl und Anton, werdet ihrs künftig mit eurem Gelde nicht so machen, wie Anton, so habt ihr dießmal die letzten Kreuzer von mir gekriegt.

2.

Vizenz und Eleonore waren ein Paar Leute, die guter Dinge lebten, und bald aus dieser, bald wieder aus einer andern Wohnung ziehen mußten, weil sie den Zins (die Miethe) nirgends bezahlen konnten. Das gieng aber so.

Sie verdienten alle Wochen mit ihrer Handarbeit vier oder fünf Gulden; aber sie tranken alle Tage in der Fruh Kaffe, aßen Mittags und Abends, was ihnen schmeckte, und tranken wacker Bier. Sonntags giengen sie außer der Stadt in einen Garten, assen und tranken, was gut und theuer war, und so versoffen und verfrassen sie sauber, was ihnen die Woche hindurch am Gelde übrig blieb.

Endlich verklagte sie ein Hausherr, dem sie den Zins nicht bezahlen konnten, bey der Obrigkeit; und da fand sichs, daß sie dem Kaufmanne sogar ihre Kleider noch schuldig waren. Die Obrigkeit nahm ihnen alles, was sie hatten, verkaufte es, und bezahlte ihre Schulden. Aus Mitleiden machte ihn

die Obrigkeit zu einem Nachtwächter. Selbst gethan, selbst gelitten, heißt ein Sprichwort, und wer in seinen jungen Jahren nicht spart, wird im Alter ein Bettler seyn.

3.

Ein Mann und ein Weib hatten viel Geld und zwey Häuser in einer Stadt. Aber sie klagten jedem, der ihnen auf der Gasse begegnete, daß sie Mangel und Hunger leiden müßten. Sie getrauten sich nie satt zu essen, und im Winter wollten sie lieber Frost leiden, als Holz kaufen, und sich wärmer kleiden. Sie hielten alle Leute im Hause für Diebe, konnten bey der Nacht selten ruhig schlafen, sondern stunden gemeiniglich öfters auf, und sahen um, ob ihr Geld noch im Kasten sey. Kein einziger Handwerksmann wollte ihnen etwas arbeiten; denn sie bezahlten ihnen die Arbeit zu schlecht. Hatten sie etwas zu verkaufen, so wollten sie immer mehr Geld dafür, als es werth war. Es blieb ihnen kein Dienstboth mehr; denn sie hudelten ihn, wie einen Hund, und gaben ihm nichts zu essen. Kam ein Armer um einen Brocken Brod vor die Thüre, so jammerten sie, daß sie selbsten nichts zu essen hätten. Abscheulich! Das waren Geizhälse!

4.

Felix war ein Schneidermeister, und hatte sein eigen Haus in der Stadt. Für sein Haus trug er so, wie für seine ganze Wirthschaft, große Sorge, daß alles im guten Stande erhalten wurde; und er sah am Ende eines jeden Monaths im ganzen Hause nach, ob keine Ausbesserung an den Fenstern, Thüren, Böden, an der Mauer, auf dem Dache u. s. f. nöthig sey; und fand sich etwas, so ließ ers gleich ausbessern, damit der Schaden nicht größer wurde.

Er nahm für die Wohnungen ein leichtes Zinsgeld, und lieber um ein Paar Gulden weniger, wenn die Einwohner richtig bezahlten, ihre Stuben reinlich hielten, und am Gebäude nichts verderbten.

Einmal kam ein Mann, dessen Haus abgebrannt war, vor des Schneidermeisters Stubenthür, welche ein wenig offen stund, und bath um eine Brandsteuer, und da hörte er, wie es der Schneider einem Gesellen verwies, daß er sich den Strumpf mit einer Seide, und mit keinem Zwirnsfaden zugenähet hatte. O weh! sagte der Mann stille, der um Brandsteuer bath, da gehts knapp zu.

Der Schneidermeister hörte die Worte des Mannes, gieng zur Thüre, gab ihm einen

Gul-

Gulden, und sprach: Lieber Mann! eben darum, weil ich auf meine Sachen sehe, habe ich ein Haus, und bin es im Stande, euch und eures Gleichen einen Gulden zu schenken.

5.

Ein gewisser König ritt vor einem Acker vorbey, auf dem ein Bauer pflügte. Fleissig! rief der König. Gehört der Acker euch? Nein, Herr, antwortete der Bauer, ich ackre um Tageslohn. Und wie viel Geld bekömmt ihr täglich für eure Arbeit?

Fünf Groschen, versetzte der Bauer.

Wozu wendet ihr dann diese fünf Groschen an?

Wozu ich sie anwende? Das will ich dem Herrn gleich sagen. Zween Groschen brauche ich für mich und mein Weib zur Nahrung. Mit zweenen zahle ich die Schulden, welche mein Vater hat machen müssen, als er Alters halber nicht mehr arbeiten konnte; und den letzten Groschen spare ich auf, daß ich oder mein Weib etwas herzunehmen haben, wenn wir uns kleiden wollen, oder einst krank werden sollen.

Dem König gefiel die Sparsamkeit des Bauern sowohl, daß er ihm ein jährliches Gnadengeld versprach, sobald er nicht mehr sollte arbeiten können.

III.

Liebet eure Eltern.

Es wurde einmal Krieg, und man brauchte viele Wundärzte, welche die kranken und verwundeten Soldaten verbinden und heilen mußten. Unter andern wurde eines armen Bürgers Sohn, der die Wundarzneykunst gelernet hatte, als Wundarzt aufgenommen. Er hielt sich wohl, und machte so viele geschickte Kuren, daß er über andre junge Badersgesellen die Aufsicht bekam, und sie in der Wundarzneykunst unterrichten mußte.

Sein Sold wurde ihm vermehrt, und er hatte so viel Einnahme, als ein Hauptmann. Sobald er dieses Glück gemacht hatte, schrieb er seinem Vater, der noch lebte:

Liebster Vater!

Itzt bin ich es im Stande, Ihnen zu helfen, und ein ruhiges Leben zu verschaffen. Herr Hofrath Rosenfeld wird Ihnen jedes Monath in meinem Namen 15 Gulden geben. Soll Friede werden, wie man sagt, so werde ich Sie zu mir nehmen, und so

ver=

versorgen, wie sie mich versorgt haben, als ich noch Kind und Knabe war. Ich danke Ihnen noch tausendmal für alle Wohlthaten, die Sie mir so liebevoll erwiesen haben, und bin Zeit Lebens

Meines liebsten Vaters

Schweidnitz den 14. Heumonaths.
1759.

Dankbarster Sohn.

2.

Ein preußischer Offizier hielt sich eine Zeit zu Ulm in Schwaben auf. Er sollte wieder zu seinem Regimente gehen.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich ein junger Mensch, der Soldat werden wollte. Er war schön gewachsen. Der Offizier betrachtete ihn vom Kopfe bis zum Fuße. Der Jüngling zitterte an allen Gliedern. Warum zittert er? fragte der Offizier. Ich fürchte, Sie möchten mich nicht annehmen, antwortete er, und weinte. Nicht doch, sagte er, und klopfte ihn auf die Schultern, er gefällt mir recht wohl, und ich nehme ihn gerne zum Soldaten an.

Aber

Aber das Handgeld möchte Ihnen zu viel seyn?

Wie viel verlangt er dann Handgeld?

Die äußerste Noth zwingt mich, daß ich hundert Gulden verlangen muß.

Hundert Gulden — sind freylich viel; aber wie gesagt, er gefällt mir. Hier — sind hundert Gulden.

Der Offizier zahlte baar aus, und der junge Mensch war voll Freuden. Aber erlauben Sie mir, sagte er, daß ich noch einmal nach Hause gehen darf, binnen einer Stunde will ich wieder da seyn. Der Offizier traute seinem ehrlichen Gesichte, und erlaubte es.

Nun kams ihm vor, als wenn das Zittern, die Gesichtsfarbe, und das ganze Betragen des Jünglings etwas besonders bedeuten könnte. Er gieng ihm also in der Ferne nach; und da sah er ihn auf einmal beym Stadtgefängniß halten, und mit dem Kerkermeister reden.

Der Offizier gieng schneller. Als er näher kam, versteckte er sich, und hörte diese Worte: Hier ist das Geld, um deßentwillen mein Vater im Gefängniß sitzt. Ich übergebe ihms unterdessen zur Verwahrung; und nun führe er mich geschwind zu meinem Vater.

Der

Der Kerkermeister nahm das Geld, und führte ihn zum Vater ins Gefängniß.

Der Offizier blieb noch ein Paar Minuten stehen, läutete dann an; und als der Kerkermeister zurückkam, ersuchte er ihn, daß er ihm, ohne bemerkt zu werden, den Kerker zeigen möchte, zu dem er jetzt gerade einen jungen Menschen hingeführt hätte; und — was für ein Anblick! Er sieht den Jüngling in den Armen seines Vaters, eines eisgrauen Mannes, der ihn an sein Herz drückt, und ohne ein Wort zu reden, laut auf weint. Plötzlich sahen sie den Offizier, und erschracken über die Massen.

Aber der Offizier sagte voll Mitleid zu dem Alten: Fürchten Sie nichts, weil Sie mich sehen.

Ihr braver Sohn soll frey seyn, bey ihnen bleiben, und nicht mit mir nach Preußen gehen.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen, und konnten vor Schluchzen kein Wort mehr reden. Lebet wohl, fuhr der würdige Offizier weiter, reichte beyden seine Hand, freute sich zween Unglückliche glücklich gemacht zu haben, und gieng fort.

3.

Kind rühre mir kein Messer und keine Gabel an, wenn ich nicht zugegen bin, sagte eine Mutter zu ihrer kleinen Tochter.

Aber die Scheere Mutter?

Auch die Scheere nicht.

Die Mutter geht aus dem Hause. Ja, spricht das Kind zu sich selbst, aber die Scheere ist doch kein Messer und keine Gabel. Doch Aeltern meynen es ja recht gut mit ihren Kindern; und Kinder müssen ihnen gehorsamen. Aber — warum soll ich dann mit der Scheere nicht umgehen können? So sagte das Mädchen, nahm die Scheere in die Hand, und stach sich.

4.

Marthe gieng mit der Hausmagd in den Garten, und sammelte das Obst auf, welches ein Wind bey der Nacht von den Bäumen herabgerissen hat. Warum essen Sie dann keinen Apfel? sagte die Magd zu ihr. Der Vater hat mirs verbothen, antwortete Marthe, weil ich sie nicht kenne, ob sie zeitig, oder unzeitig sind. Die Magd lachte, hieß sie ein einfältiges Ding, weil sie sich die Gelegenheit nicht besser zu Nutzen machte.

Unter diesem Gespräche erblickte Marthe ihren Vater. Sie lief auf ihn zu, und fragte

te ihn, ob sie einen Apfel, oder eine Birne essen dörfte. Nein, mein Kind, sagte der Vater. Diese Aepfel und Birnen sind noch nicht reif; aber geh mit mir in die Speisekammer, ich will dir gute Aepfel und Birnen geben. Marthe freute sich, daß sie sich von der Magd nicht hatte verführen lassen, und folgte künftig allemal willig dem guten Rathe, und den Befehlen der Aeltern, das ist, sie gehorsamte. Als Marthe groß wurde, war sie eins von den bravsten Mädchen in der Stadt.

Lehrer sind hoch zu achten.

1.

Im Jahre 1784 machte ein preußischer Herr Hofrath eine Reise nach Görliz, wo der bekannte Herr Baumeister Rektor und Lehrer war. Der Herr Hofrath gieng Morgens in des Rektors Schule, und setzte sich auf eben denjenigen Platz hin, wo er ehemals als Jüngling saß. Der alte Herr Rektor fieng zu unterrichten an, ohne den neuen Gast gleich zu bemerken. Endlich sieht er jenen Fremden, steht auf, und sagt freundlich: Was für einen vornehmen Herrn habe ich dann heute zu meinem Schüler? Der Hofrath stund auf, gieng ihm entgegen, [illegible]

ihm um den Hals, und antwortete: Herr Rektor, kennen Sie ihren alten Schüler nicht mehr? Er sagte ihm seinen Namen, dankte ihm für den Unterricht, den er viele Jahre von ihm erhalten hatte, und beyde weinten vor Freuden.

2.

Herr von Silber war ein reicher Edelmann, und hatte fünf Dörfern zu befehlen. Sein Sohn Max konnte im zwölften Jahre weder lesen noch schreiben; denn sein Herr Vater ließ ihn in keine Schule gehen, und hielt ihm auch keinen Hofmeister. Max wuchs also unter den Bedienten, und Hausmägden auf.

Gescheidere Leute riethen Herrn von Silber, daß er für Maxen doch einen Hofmeister bestellen möchte. Endlich ließ er sich bereden. Aber der Kutscher sagte Maxen öfter vor, daß ein reicher Edelmann nichts lernen dörfte. Max merkte sichs, und lernte nichts. Er aß, trank, tanzte, ritt, fischte, jagte, fieng Vögel, oder schlief.

Die Leute im Hause nannten ihn immer den jungen Herrn; und der Vater wollte es, daß sie ihn so nennen sollten. Max bildete sich also obendrein noch etwas ein, that herrisch, und peitschte die Dienstbothen, und die Kinder im Dorfe manchmal wacker herum.

Der Hofmeister sagte ihm oft, daß Knaben und Mädchen noch nichts wären; sie müßten erst brav lernen, damit einst etwas aus ihnen werden könnte. Aber das verdroß Maxen; und er verklagte seinen Hofmeister heimlich beym Vater; kurz, Max blieb dumm, und grob, und ungezogen; und weil der Hofmeister nichts mit ihm richten konnte, nahm er nach einem Monathe wieder Abschied.

Als Maxens Vater gestorben war, bekam er alle Güter; weil er aber nichts gelernt hatte, und nicht einmal, was er ausgab, oder einnahm, zusammenrechnen konnte, so that er alles, was seine Dienstbothen haben wollten, wurde auf allen Seiten betrogen, und machte nach und nach so viele Schulden, daß ihm die Obrigkeit alle Güter verkaufte.

Da seufzte er, daß er seinem Hofmeister nicht gefolget hatte. Aber das Seufzen half nichts. Es war zu spät; und wie man mir sagte, starb Max in einem Spitale an der Auszehrung.

Dienstbothen soll man gut halten.

1.

In einer großen Stadt wurde neulich eine Frau begraben, die kein Mensch bedauerte.

te. Mit ihren Dienstbothen gieng sie so um. Sie hatten im Winter keine warme Stube. Mittags und Abends schnitt sie ihnen das Brod vor; und trug dann den Laib allemal wieder in ihr Zimmer. Wenn an den Knochen, die von ihrem Tische in die Küche zurücke kamen, noch ein Fleisch war, dorften es die Mägde abnagen; und das war dann die Kost. Sie mußten die ganze Woche fegen, und waschen, und stricken oder spinnen. Giengs nicht flink von der Hand, so schlug sie zu, oder stieß mit den Füssen auf sie, und hieß sie faule Bären. Wenn ein Hafen, Krug, oder Glas zerbrochen wurde, so zog sies ihnen am Lohne ab, wenn sie schon keine Schuld am zerbrochnen Geschirre hatten.

Endlich brachte es die Frau so weit, daß kein Mensch mehr bey ihr dienen wollte. Sie mußte etliche Gulden mehr Lohn geben; und doch blieb eine Magd selten länger, als 14 Täge. Das Aergste war, daß nur solche Mägde zu ihr kamen, die man anderswo wegen Lüderlichkeit davon gejagt hatte. Diese bestahlen sie manchmal.

Je älter die Frau wurde, desto schlimmer wurde sie; und so blieb zuletzt gar kein Mensch mehr bey ihr. Sie wurde kränklich, konnte ihre Sachen nicht mehr in Ordnung bringen, und nicht mehr aus dem Hause gehen. Es

sah

sah also in ihren Zimmern, wie in einem Schweinstall aus. Sie ließ sich ihr Essen aus einem Wirthshause bringen, und mußte nehmen, was man ihr schickte. Wollte sie sich Brod, Wasser, u. d. gl. holen lassen, so mußte sie ein Mägdchen, oder einen Knaben von der Gasse zu sich rufen, und ihm einen Kreuzer, oder wohl noch mehr schenken, wenn der Gang beschwerlich war. Sie mußte sich auskehren, den Ofen heizen, das Bett machen, die Wäsche besorgen, u. s. f.

Einmal stieg sie auf einen Stuhl, und wollte ihren Krug auf den Kasten stellen; sie fieng aber an zu wanken, fiel herunter, und brach sich einen Arm. Da war nun niemand bey ihr. Sie schrie; aber es hörte sie niemand. Endlich schrie sie so entsetzlich um Hilfe, daß sie ihre Nachbarinn hörte. Die Nachbarinn lief um einen Bader. Man verband die Frau, und trug sie ins Bett. Aber der Schmerzen nahm überhand, weil sie zu lange ohne Hilfe auf dem Stubenboden gelegen war; sie bekam ein Wundfieber, und nach einigen Wochen starb sie am kalten Brand.

2.

Kaufmann Robert hatte viele Dienstbothen, und mußte sie haben; aber seine Kinder ließ er nie von ihnen bedienen, wenn es nicht

nicht die Noth erforderte. Wie ihr euch jetzt gewöhnt, so bleibt ihr, sagte er öfters zu ihnen. Ihr wisset noch nicht, wo ihr einst hinkommt; und es wird euch einmal wohl thun, wenn man euch in der Jugend nicht verzärtelt hat. Ihr sollt euch also selbsten an- und auskleiden, eure Kleidungsstücke herbeyholen, sie ordentlich in euren Kasten legen, eure Schuhe putzen, die Wäsche besorgen u. d. gl. Denn je weniger man anderer Leute Hilfe bedarf, desto besser.

Einst begegnete sein größrer Sohn der Hausmagd unfreundlich, und hieß sie ein faules Mensch, weil sie ihm den Strumpf nicht gleich geflicket hatte. Der Vater hörte es, und fragte: Warum schiltst du das arme Mensch? Weißt du, fuhr er fort, daß ich die Dienstbothen für mich und deine Mutter, und nicht für dich im Hause habe? Die Magd hat schon ausgekehrt, Holz und Wasser getragen, eingeheizt, geknettet, u. s. f. da du noch im warmen Bette schnarchest. Sie muß sich um Kost und Lohn den ganzen Tag sehr viel plagen, und wenn sie einige Minuten ausrastet, und dir nicht gleich nach deinem Kopfe thut, willst du ihr grob begegnen? Dienstbothen sind nützliche Leute, und Kinder haben ihnen nichts zu befehlen. Hörst du? Wenn du willst, daß dir meine Dienst-

bothen

bothen einen Dienst leisten sollen, so kannst du sie bitten, und weiter hast du nichts mit ihnen zu schaffen, noch weniger sollst du sie heftig anfahren; und hiemit Punktum!

Der Sohn schämte sich, und hatte künftig mit allen Dienstbothen Mitleiden, wenn er sah, daß sie so harte Arbeiten verrichten.

Ein wahrer Freund ist mehr, als Gut und Geld werth.

1.

Hochberg und Niedermann giengen miteinander in die Schule, und lernten lesen, schreiben, und rechnen. Hochberg war eines Wirthes, und Niedermann eines Schlossers Sohn.

Sie waren immer beysammen, lebten wie Brüder miteinander, und thaten sich alles zu Gefallen, was sie sich nur an den Augen ansahen.

Kaum waren ihre Schuljahre verflossen, erhielt Hochberg von seinem Vater einmal einen Brief, der die Ueberschrift hatte: An den jungen Herrn von Hochberg. Dann bekam er drey schöne Kleider mit seidenen Westen. Niedermann freute sich über den neuen Aufputz; aber Hochberg sah ihn bald

nach

nach der Seite an; und darüber betrübte sich Niedermann.

Hochberg hielt seit dieser Zeit alle Leute gering, stund ganze Stunden vor dem Spiegel, putzte sich, und lernte nichts mehr. Ein halbes Jahr darauf ließ ihn sein Vater in einer Kutsche nach Hause holen, und schickte ihn in verschiedene Länder, daß er etwas sehen, und mehr lernen sollte; aber Hochberg machte sich mit dem Gelde, das ihm der Vater von Zeit zu Zeit schickte, lustig, und dachte an kein Lernen mehr.

Niedermann liebte seinen alten Schulfreund in der Abwesenheit eben so sehr, als zuvor, und schrieb ihm öfters Briefe; aber Herr von Hochberg antwortete ihm niemals.

Hochbergs Vater hielt Mahlzeiten über Mahlzeiten, Pferde, Bedienten; denn er hatte sich bey der Wirthschaft so viel erworben, daß er sich in den Adelstand kaufen konnte. Und — binnen vier Jahren brachte ers so weit, daß er starb, und verdarb.

Nun schickte dem jungen Hochberg niemand mehr Geld in die Fremde. Seine Reise hatte also ein Ende; und er kehrte wieder zurücke. Wie der Jüngling darein sah, als er hörte, daß sein Vater in Schulden starb, und kein Nagel an der Wand mehr sein gehörte!

Er suchte bey denjenigen Hilfe, die sich vor seiner Abreise seine Freunde, und gehorsamen Diener nannten, eine Ehre daraus machten in dem Hochbergischen Hause bekannt zu seyn, und seinem Vater das Geld verprassen halfen; aber alle sagten, daß sie ihm nicht helfen könnten, thaten, als wenn ihnen Leid wäre, und ließen ihn gehen.

Das war ein verzweifelter Streich für Herrn von Hochberg, ein Handwerk, oder etwas, womit er sich hätte nähren können, hatte er nicht gelernt, und die Maulfreunde halfen ihm nicht. Nach einigen Wochen stellten sich diese Leute an, als wenn sie ihn gar nie gekannt hätten, und schlossen ihm die Thüre vor der Nase zu. Was wollte er anfangen? Er irrte herum wie einer, der landfremd ist, und sich nicht zu helfen weiß.

Einmal lag er nahe an der Landstrasse unter einem Baume, und dachte tiefsinnig über seinen elenden Zustand nach, als eine Kutsche vorbeyfuhr. Es saß ein junger Mann in der Kutsche, und schaute Herrn von Hochberg steif ins Gesicht. Halt Kutscher! rief er, als er schon einige Schritte fortgefahren war, stieg aus dem Wagen, kehrte zurück, und betrachtete den jungen Mann, der ihm zuvor ins Auge gefallen ist. Himmel! — was sehe ich! — Ja, er ist es!

Unter

Unter diesen Worten fiel er auf Herrn von Hochberg zu, der voll Gedanken war, und den Fremden gar nicht bemerkte, und umarmte ihn.

Hochberg erschrack, riß die beyden Augen weit auf, erkannte ihn, rief: Niedermann, Niedermann! und konnte kein Wort mehr sagen.

Hochberg! du hast meiner schon so viele Jahre her vergessen, und mir nicht einmal mehr auf meine Briefe geantwortet; aber ich habe dich immer so geliebt, wie ich dich als Bube liebte, und habe seit dieser Zeit schon hundertmal auf dich gedacht.

Von Hochberg weinte, und schämte sich, und erzählte seine traurige Geschichte.

O Närrchen! rief Niedermann am Ende der Erzählung auf, verzweifle nicht, und komm jetzt zu mir in die Kutsche. Wir wollen diesen Mittag im nächsten Wirthshause miteinander essen, und dann noch weiter von der Farbe sprechen.

Wo reisest du dann hin? guter Niedermann!

Nach Hause. Vor einem Jahre habe ich die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns geheirathet, und jetzt bin ich Kaufmann zu S... Ich und meine Frau leben

ben recht gut miteinander, und sind glücklich. Vielleicht fügt es sich, daß ich dir auch ein Bißchen helfen kann. Aber Herr von Hochberg mußt du nicht mehr seyn wollen, verstehst du mich?

Lieber Niedermann! Buben sind Buben, sie mögen Herren von Hochberg, oder anders heißen; und wenn sie ihre Aeltern selbsten zu stolzen Narren machen, wie sie mich dazu gemacht haben, so verdienen die Buben Mitleiden. Hätte mein Vater einen Pferdehändler, und keinen Herr von Hochberg aus mir gemacht, ich würde jetzt ein anderer Mensch seyn.

Ich sagte das nur aus Scherze, mein Hochberg! Kurz, wenn du willst, so kannst du mit mir gehen, und bey mir die Handlung lernen. Ich denke, es soll dir noch einmal gut gehen.

Hochberg war vor Freude halb außer sich, und sagte: Alle, die sich meine Freunde genannt haben, so lange mein Vater Geld hatte, und im Ansehen stund, haben mich jetzt verlassen, und Niedermann, du mein alter Schulkammerad! — du hilfst du mir aus meiner Noth! O Welt! —

Hochberg brachte es bey der Handlung so weit, daß er Niedermanns Schwester zur

Ehe bekam, und Niedermann und Hochberg führten dann eine Handlung miteinander.

Seyd dankbar gegen eure Wohlthäter.

1.

Ein Bienchen fiel in einen Bach;
Dieß sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blatt von einer Laube,
Und warfs ihm zu.
Das Bienchen schwam darnach,
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube;
Ein Jäger hatte schon den Hahn auf sie gespannt;
Das Bienchen sahs; pick! stachs ihn in die Hand:
Puf! gieng der ganze Schuß darneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

2.

Ein Schneidergesell, der in der Fremde herumwanderte, kam zum Hause eines Geistlichen, und bath um eine Reisezehrung. Der Geistliche fragte ihn um seinen Namen und um seine Heimath. Er merkte aus der Antwort des Gesellen, daß er der Sohn eines Schneidermeisters sey, der ihm einst, als er

noch

noch Student war, viel Gutes that. Er freute sich darüber, und sagte: Junger Mensch! ich habe, da ich noch studirte, oft bey seinem Vater gegessen. Komm er in mein Zimmer herein, setze er sich nieder, und esse er jetzt auch bey mir.

So ists recht. Man muß diejenigen Leute, die einem Gutes gethan haben, nie vergessen, und sich so dankbar gegen sie erzeigen, als es möglich ist.

Ich habe arme Kinder gekannt, die reich geworden sind, und dann habe ich auch Bürgerskinder gekannt, die vornehm geworden sind; und sie haben sich ihrer Aeltern geschämt. Ist das nicht schändlich? Oder ists Schande, wenn man bekennt, daß man arm war, oder von einer geringen Herkunft ist?

Die Geschwisterliebe.

1.

Ein Vater starb, und ließ bey seinem Sterben
Drey Söhne seine Güter erben.
Sie theilten sie. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land, und weit und breit
Gabs Mord und Raub und Wüsteneyen.
Zween Brüder von den dreyen
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus, und Hof, und Hab und Gut.

Der

Der dritte hörte es, und sprach: So will
ich mein Vermögen,
Das ich, seit unser Vater starb,
Durch meinen Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen,
Und dann — sie sollen elend seyn?
Sie, meine Brüder? Ich allein
Soll glücklich seyn? Nein! Arme Brüder!
Kommt, ich will mit euch theilen. Und er
theilte wieder.

Ein Mensch bedarf des andern Menschen Hilfe.

1.

Vater Anselm gieng mit seinem Sohne Ehrenbert über die Gasse, und sah, daß man ein Haus baute. Vater und Sohn blieben stehen, und betrachteten die Arbeiter. Sie sahen, wie einer dem andern Mertel und Steine zureichte, und wie das so lange fortgieng, bis Mertel und Steine vermauert waren.

Wie lustig das Ding aussieht, sagte Ehrenbert. Aber warum arbeiten dann so viele Leute an einem Hause? fragte ihn der Vater. Meynst du nicht, daß alle diese Leute geschwinder viele Häuser aufbauen könnten, wenn jeder Mann für sich allein an einem Hause arbeitete?

Sohn. Freylich.

Vater. Hast du aber gedacht, daß man verschiedene Handwerker zu einem Hausbaue braucht? Z. B. zu einer Stube gehören Wände, der Fußboden, die Thüre, das Schloß, der Ofen, Kamin, Fenster, Eisenbänder u. s. f. Kann ein einziger Mann alle diese Dinge verfertigen? Und gesetzt, es hätte jemand alle diese Handwerke, die zu einem Hausbaue erfordert werden, gelernt, wie lange würde er wohl zu thun haben, wenn er z. B. einmal bis zum zweyten Stockwerke käme, und so oft die Leiter auf- und absteigen müßte, als er einen Stein, Mertel, u. d. gl. nöthig hätte?

S. Lieber Vater! darauf habe ich nicht gedacht; und nun begreife ichs wohl, daß auf diese Weise selten, oder wohl gar nie ein ganzes Haus zu Stande käme.

V. So ists, mein Sohn; und wie es mit den Leuten beym Hausbaue geht, so geht es auch mit den Leuten, die in einer Stadt beysammen wohnen. Einer biethet dem andern die Hände dar, das ist, die Leute helfen sich einander, damit sie sich das Leben froher und bequemer machen. Z. B. Wer hat dir deinen Rock gemacht?

S. Der Schneider.

V. Hat der Schneider alles gemacht, was zum Rocke gehört hat?

S. Nein. Den Zwirn, das Tuch, die Knöpfe, und das Unterfutter hat er nicht gemacht.

V. Hat er das Tuch, den Zwirn, und das Unterfutter gefärbt?

S. Auch nicht. Der Färber hat es gefärbt.

V. Was braucht der Tuch- und Zeugmacher zum Tuche und Zeuge?

S. Er braucht Wolle.

V. Und wo kömmt die Wolle her?

S. Von den Schafen.

V. Wer zieht die Schafe auf, schiert sie, und bringt die Wolle in die Stadt?

S. Der Bauer.

V. Siehst du, wie sich die Leute einander helfen, und helfen müssen, wenn sie so bequem, und froh untereinander leben wollen, als sie wirklich leben? Lerne also fleißig, damit du bald in den Stand kömmst, andern Leuten mit deiner Arbeit auch einen Dienst leisten zu können.

Kinder bedarfen der Aufsicht ihrer Aeltern und Lehrer.

1.

Anton. Vater, wenn ich nur bald so groß wäre, wie ihr seyd!

Vater. Warum?

A. Ja, dann könnte ich thun, was ich wollte; und es hätte mir niemand im Hause mehr etwas zu schaffen.

V. Lischen, was sagst du dazu?

Lischen. Ich sage auch, was Anton sagt; denn ich möchte auch gerne thun, was ich wollte.

V. Hört Kinder! ich will euch diese Freude machen. Morgen fruh sollt ihr den ganzen Tag Erlaubniß haben, zu thun, was ihr wollet.

Beyde. Je, je, ju! —

V. Es wird mir lieb seyn, wenn ihr künftig niemanden mehr nöthig haben werdet, der Aufsicht über euch trägt.

Fortsetzung.

Es kam der Morgen. Die Kinder stunden sonst um 5 Uhr auf; aber dießmal weckte sie kein Mensch, und sie schliefen bis 8 Uhr.

Als sie aufstunden, waren sie träge und unlustig, weil sie zu lange geschlafen hatten. Aber der Gedanke, daß sie thun dörften, was sie wollten, munterte sie doch wieder auf. Sie kleideten sich also an, und assen Obst zum Fruhstücke.

Was wollen wir jetzt thun? fragte Anton seine Schwester nach dem Fruhstücke.

Lischen. J, wir wollen spielen.

Anton. Ja, das wollen wir, aber was für ein Spiel?

L. Die Jagd. Ich will der Hase, und du sollst der Jäger seyn.

A. Ja, aber wir beyde allein. Bey der Jagd müssen ja viele Kinder seyn. Weißt du was, wir wollen Soldaten spielen.

L. Aber das Soldatenspiel schickt sich ja für ein Mägdchen nicht. Weißt du nichts anders?

A. Wir wollen Fuhrmann spielen. Du bist das Pferd, und ich will der Fuhrmann seyn.

L. So? daß du mich mit der Peitsche wieder ins Gesicht schlügest? Nein, ich bedanke mich dafür.

A. So spiele ich gar nichts mit dir, daß du es weißt.

L. Und ich nichts mit dir, daß du es auch weißt.

Nach diesen Worten gieng eins da, das andre dort hinaus. Es schlug 10 Uhr, und Anton kam wieder in die Stube zurücke. Lischen folgte ihm auf dem Fuß nach. So geh, sagte Anton, wir wollen Ball spielen.

L. Du hast mir gestern meinen Ball verloren. Kauf mir heute einen andern, oder gieb mir den Deinigen, sonst spiele ich nicht.

A. Nu, so spiele ich auch nicht.

Beyde setzten sich in einen Winkel, und ließen den Kopf hängen. Endlich pfeift Anton für sich, und Lischen singt für sich. Man sagt ihnen, daß sie zum Mittagsessen kommen könnten, wenn sie wollten. Beyde giengen; denn es hatte schon 11 Uhr geschlagen.

Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und Bier, Wein, Meth und Wasser zum Teller eines jeden Kindes hingestellt. Die Kinder ließen sich wohl seyn, assen von allen Speisen, und tranken allerley.

Um 12 Uhr stund man vom Tische auf. Der Bauch der Kleinen war voll, und im Kopfe giengs nicht mehr recht zusammen.

Komm Lischen, rief Anton, und zog das Mägdchen bey der Hand mit sich in den Garten. Der Vater schlich ihnen nach.

Im Garten war ein Weyher, und auf dem Weyher ein Schifchen. Flugs waren beyde im Schifchen. Aber, weißt du nicht, sagte Lischen, daß uns der Vater den Weyher verbothen hat? Verbothen? antwortete Anton; wir dürfen heute thun, was wir wollen.

Der Vater trat näher, und verbarg sich hinter einer Staude.

Die Kinder wollten auf dem Wasser fahren. Zum Glücke war das Schifchen mit einem Stricke ans Gestad gebunden.

So wollen das Schifchen hin und her wackeln, schrie Anton. Beyde schwankten es, und — plump! sie lagen beyde im Wasser.

Der Vater war in einem Augenblicke da, ergriff sie bey der Hand, und zog sie wieder ins Schifchen hinein. Dann truger sie beyde in die Stube zurücke, ließ sie auskleiden, und ins Bett bringen.

Die Kinder sahen, wie gestorben aus, zitterten vor Frost, mußten sich etlichemal nacheinander erbrechen, und bekamen heftiges Kopf= und Bauchweh.

So brachten sie den ganzen Nachmittag zu, bis sie vor Mattigkeit einschliefen.

Des andern Tages in aller Fruh stund ihr Vater schon vor ihrem Bette, und fragte wie sie sich befänden.

Etwas besser, aber es ist uns doch noch übel, war die Antwort.

Seht ihr, wie gut mans meynt, wenn man auf Kinder Acht giebt, und ihnen nicht allemal ihren Willen läßt? Was würdet ihr wohl alles anfangen; wenn man euch immer fort thun ließe, was ihr wolltet? Ich wünsche, daß ihr durch eure eigne Erfahrung klug werdet, und einsehen lernet, um wie viel besser es ist, wenn euch Aeltern und Lehrer im Zaum halten, und euch sagen, was ihr thun, oder nicht thun sollet.

Thut niemanden etwas Leids.

I.

Herr Klaudian sah von seinem Fenster ein Weib auf der Gasse, das Erdbeeren verkaufte. Er rief es zu sich ins Zimmer. Karl, ein böser Bube, schlich sich in die Kammer, nahm ein todte Maus, die er dort hatte, und steckte sie dem Weibe heimlich in den Sack.

Nun

Nun sprang er, als wenn er, weiß nicht was für einen Spaß gemacht hätte, zu Fritzen, und erzählte ihm seine Schelmerey.

Mittags sahen sich die beyden Buben beym Tische immer einander an; und als die Erdbeeren auf den Tisch kamen, lachten sie laut auf.

Was lacht ihr dann? fragte der Vater Fritzen. Fritz gestund es.

Karl! fuhr er fort, warum hast du so einen Muthwillen mit dem armen Weibe getrieben?

Karl. Ich habe nur einen Spaß machen wollen.

Vater. Kinder sollen mit erwachsenen Leuten keine Spasse machen. Sie mögen Kinder vom Adel, oder Bürgerskinder seyn, so sind sie doch nichts, als Kinder. Wollt ihr aber untereinander Spasse machen, meinetwegen! ich verwehre euchs nicht; aber wohl gemerkt, der Spaß darf nie so weit getrieben werden, daß er andern Verdruß verursachen kann. Du weißt doch, daß den Leuten an den todten Mäusen eckelt? Wie wäre es, wenn dir das Weib eine todte Maus in die Tasche gesteckt hätte?

K. Ja mir; ich habe manchmal Brod in meiner Tasche.

V.

V. Meynst du nicht, daß das Weib auch manchmal Brod in ihrem Sacke habe? Soll also dem Weibe die todte Maus nicht so eckelhaft seyn, als sie dir seyn würde? Bursche! du hast die Lehre Jesu schlecht befolget: **Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst.**

K. Aber, lieber Vater! es war ja nur ein armes Weib.

V. Wie? Karl! ist ein armes Weib kein Mensch? Nicht so gut, wie du, ein Mensch? Nicht dein Nächster?

K. Vater! vergeben Sie mir, ich sehe, daß ich gefehlet habe.

V. Aber damit ist noch nicht alles gut gemacht. Sobald ich das Weib wieder sehe, werde ichs hieher ins Zimmer rufen, und da mußt du ihm abbitten.

K. Ja, Vater! das will ich thun.

Ein Gespräch zwischen Christinen und Mechtilden.

Mechtild. Hast du meiner Schwester ihren Hund schon gesehen?

Christine. Nein; was ists dann für ein Hund?

M. O! der schönste Hund in der Stadt.

Ch. Kann er auch Künste?

M. Das glaube ich. Wenn man ihm einen Prügel ins Wasser wirft, so trägt er ihn heraus; er kann aufwarten, Schildwache stehen, und wenn man sagt: Mausetodt! so legt er sich nieder, thut, als wenn er todt wäre, bis man ruft: Der Schinder kömmt! u. s. f.

Ch. Das ist viel; aber ist er auch freundlich, und thut er niemanden etwas zu Leide?

M. Ja, wenn ein fremder Hund ins Haus kömmt, fährt er auf ihn zu, als wenn er ihn fressen wollte, und Leute faßt er auch manchmal beym Rocke, oder beißt sie in den Fuß.

Ch. Das sollte er aber nur bey der Nacht thun, oder wenn er allein das Haus bewachen müßte.

M. Ja, und meines Vaters alten Melak beißt er auch oft, oder schnappt ihm das Essen vom Maul weg, und murrt von Weitem schon, wenn er sieht, daß man einem andern Hunde ein Bein zuwerfen will.

Ch. Pfui! das ist ein böser Hund.

M. Aber schön ist er, und wie du gehört hast, viele Künste kann er.

Ch. Ey doch! Weißt du nicht, was uns der Lehrer in der Schule gesagt hat?

M. Und was hat er dann gesagt?

Ch. Man mag noch so schön und geschickt seyn, so ist man doch häßlich, wenn man böse ist.

Vom Mitleiden.

Kind. Vater! als ich heute in die Schule gieng, begegnete mir ein armer Mann, und der sah abscheulich aus.

Vater. Warum abscheulich?

K. Er hatte nichts als Lumpen am Leibe, und nicht einmal ein Hemd an.

V. Ich dächte, das wäre erbärmlich, und nicht abscheulich. Hat er dich angeredet?

K. Ja, er wollte ein Allmosen haben.

V. Hast du ihm keins gegeben?

K. Nein, Vater! ich hatte nichts bey mir, was ich ihm hätte geben können.

V. Bedauertest du den armen Mann?

K. Ja, mein Gott! ja.

V. Wie wars dir neulich, da deine Mutter Zähnschmerzen hatte?

R. Es war mir, als wenn mir die Zähne selbst wehe gethan hätten.

V. Sieh, wenn einer etwas leidet, und du so mit ihm leidest, so hast du Mitleiden, das ist, wenn man einen lieb hat, so wünscht man ihm lauter Gutes; gehts ihm nun nicht gut, so wird man traurig, und es thut unser einem wehe.

Liebet alle Menschen.

Sohn. Vater! Sie sagten neulich, daß ich alle Menschen lieb haben solle. Soll ich des Färbers Buben auch lieb haben?

Vater. Ist er dann nicht auch ein Mensch?

S. Ja, aber er ist ein böser Bube, will mich immer schlagen, hat mich schon in der Schule zweymal beym Lehrer angegeben, und wirft auf der Gasse mit Steinen auf mich.

V. Ey! das ist schändlich.

S. Ja; und darum kann ich ihn unmöglich lieb haben.

V. Freylich wirst du ihn nicht so lieb haben, als einen Bruder, oder des Nachbars Peterl, mit denen du nach der Schule öfters spielst, oder aufs Feld spatzieren gehst; aber wenn des Färbers Bube auf der Gasse niederfiele, sich ein Bein bräche, und nicht mehr

auf-

aufstehen könnte, wolltest du ihn liegen lassen, oder ihm aufhelfen?

S. Ich würde ihm aufhelfen.

V. Wenn du sähest, daß seine Gartenthüre offen stünde, und die Hennen seine Beeten verwüsteten, würdest du sie herausjagen, und die Thüre zuschließen?

S. Ja, das würde ich thun.

V. Wenn du machen könntest, daß er sich besserte, das ist, ein guter Bube würde, wolltest du es thun?

S. O! herzlich gerne.

V. Möchtest du, daß es ihm übel gienge?

S. Nein, ich wünsche ihm alles Gute.

V. Wenns ihm aber übel gienge, und du könntest ihm helfen?

S. So wollte ich ihm helfen.

V. Gut, mein Kind! und eben das heißt seinen Nächsten lieben.

S. Ja so!

V. Ich nehme dirs also gar nicht übel, wenn du mit des Färbers Buben nicht so gerne umgehst, wie mit einem Kinde, das fromm ist, fleißig lernet, und seinen Aeltern und Lehrern gehorsamt; denn böse Kinder

kann

kann man nicht so lieb haben, wie die Guten, das ist, man macht nicht gerne etwas mit ihnen.

1.

In einem gewissen Orte henkte sich ein Scharfrichter an einen Baum. Ein Seiler und Siebmacher giengen vorbey, sahen ihn, und bemerkten, daß der Unglückliche noch Lebenszeichen von sich gab; aber sie getrauten sich den Strick nicht abzuschneiden, weil sie fürchteten, daß sie unehrlich werden möchten. Sie liefen also in die Stadt, und holten einen Bader. Der Bader kam, und ließ ihm am Arme und Fuße eine Ader. Aber er fürchtete sich auch unehrlich zu werden, und ließ ihn am Baume hangen. So starb der Scharfrichter, und mußte sich erhenken.

Heißt das seinen Nächsten lieben? War der Scharfrichter nicht auch ein Mensch, wie der Seiler, Siebmacher und Bader einer war? War er nicht vielleicht ein besserer Mensch? Höret, was ich über diesen Punkt sagen will. Ein Handwerksbursche mag ein Müßiggänger, ein Zänker, Saufer, Schuldenmacher, Lügner, oder ein Betrüger seyn, so halten ihn seine Kammeraden, wenn ers nur nicht gar zu arg macht, noch immer für ein ehrsames Mitglied. Sobald er aber eine todte Katze ausschindet, oder mit einem Scharfrichter, u. d. gl.

d. gl. Leuten eine Maaß Bier trinkt, so wird er bey der Lad für unehrlich erklärt, von der Handwerkszunft ausgeschlossen, kein Gesell will neben ihm mehr arbeiten, und kein Meister giebt ihm Arbeit, wenn er gleich der bravste Kerl von der Welt ist. Kinder! haltet ihr das für gescheid?

Thut niemanden einen Schaden.

1.

Vital kam zu Ruperten, und zeigte ihm ein Federmesser, welches ihm sein Vater geschenkt hatte.

Rupert wollte es ihm abschwätzen. Er both ihm einen Kreuzer, zwey bleyerne Leuchterchen zu einem Altärchen und einen schön gebundenen Sackkalender vom Jahre 1787 dafür an.

Da es aber Vital um all dieses Zeug nicht hergab, sagte Rupert: Das Federmesser ist von mir, ich habe es gestern verloren, da ich mit dir spielte, und gleich giebs her!

Vital sagte einmal für allemal, daß er das Federmesser von seinem Vater geschenkt bekommen habe; und er gabs nicht her. Rupert riß es ihm also aus der Hand. Vital wollte es ihm wieder aus der Hand reissen; aber Rupert packte ihn bey den Haaren,

warf

warf ihn zu Boden, kniete ihm auf die Brust, und schlug ihn mit der Faust zum Kopfe und ins Gesicht.

Ist Rupert nicht ein abscheulicher Bube?

1) Er hat gelogen.

2) Er hat ihm das Federmesser mit Gewalt genommen.

3) Er hat seinen Nächsten geschlagen.

2.

Ein Krämersjunge behielt manchmal etliche Kreuzer vom Gelde zurücke, welches er um Baumöl, Zucker, Kaffe, u. d. gl. eingenommen hatte. Der Krämer glaubte, seine Kindsmagd nähme das Geld weg; weil sie öfters mit dem Kinde in den Laden kam. Unterdessen wurde der Junge kecker; und weil er merkte, daß die Magd in den Verdacht käme, so zwackte er alle Tage ein Paar Groschen.

Da nun auf diese Weise das Geld täglich weniger wurde, rief der Krämer die Magd zu sich, und fragte, ob sie nicht wüßte, wer das Geld aus dem Laden (Bude) entfremde. Ich vermuthe, antwortete die Magd, der Lehrjunge; denn wo nähme er dann sonst täglich Geld zum Biertrinken her.

Das

Das war dem Krämer genug. Er fragte den Jungen, wer ihm dann täglich Geld zum Biertrinken gäbe. Der Bursche wurde feuerroth im Gesichte, wußte nicht, was er sagen sollte, und gestund den Diebstahl.

Der Krämer sagte kein Wort mehr, griff nach einem Ochsenziemer, und schmierte ihn so jämmerlich damit ab, daß sein Rücken blau und gelb wurde, und jagte ihn dann aus dem Hause.

Nichts ist so klein gesponnen, es kömmt an die Sonne.

3.

Eines Perückenmachers Lernbursche gieng heimlich in die Häuser, both sich an, daß er wohlfeiler, als sein Herr, frisiren wollte, und verschaffte sich in der Stille Kunden. Einige Leute dankten also den Herrn ab, und einige klagten, daß der Junge nicht mehr zur rechten Zeit zum Frisiren käme.

Der Perückenmacher gab dem Jungen einen Verweis, hielt ihn enger, und sah auf alle seine Schritte und Tritte. Da konnte nun der Bursche seinem lüderlichen Leben, das er schon gewohnt hatte, nicht mehr nachgehen; denn er hatte kein Geld mehr.

Einst kam er zu einem Herrn, den er frisiren mußte. Der Herr ließ ihn im Zimmer ein wenig warten. Auf dem Tische lag Geld. Er glaubte, das Geld wäre nicht gezählt, und huy! schob er einige Zwölfer in die Tasche. Aber, ehe der Dieb aus dem Hause war, merkte der Herr den Diebstahl, ließ nach ihm greifen, und suchte ihm die Taschen aus. Da fanden sich die Zwölfer. Der Diebstahl kam weiter auseinander, und der Bursche kam ins Zuchthaus.

Da giengen ihm die Augen auf; aber es war ihm zu spät. Man schmiedete ihm ein schweres Eisen an die beyden Füsse, und er mußte den ganzen Tag auf einem Stuhle sitzen bleiben, und Wolle spinnen. Er bekam schlecht und nicht genug zu essen, und so oft er die Wolle nicht gut spann, gab man ihm 25 Prügel.

Ich erkundigte mich nach einigen Jahren um diesen Burschen, und man sagte mir, er wäre vom Zuchthause losgelassen worden; weil er sich aber bald darauf wieder zu einer Bande lüderlicher Leute geschlagen hätte, so wäre er an den hellichten Galgen aufgehenkt worden.

Gott! dachte ich, wenn es sich junge Leute doch einmal gesagt seyn ließen! Anfangs

steh=

stehlen sie geringe Sachen, z. B. eine Feder, ein Blåttchen Papier, einen Kreuzer, u. s. f. dann werden sie kecker, stehlen Sachen von Wichtigkeit, und am Ende — Kinder! denkt an des Perückenmachers Lernbursche; er wurde gehenkt.

4.

Einige Bůrger giengen einmal in der Woche nach dem Abendessen zusammen, und nahmen auch ihre Kinder mit sich. Während, daß sie sich in den langen Sommerabenden unter den Obstbåumen von ihrem Hauswesen, oder von der Erziehung ihrer Kinder unterhielten, dorften die Kleinen um Nůsse Kegel scheiben.

Kajetan, eines Buchbinders Sohn, nahm allemal eine Nůsse in die Hand, und wenn gesetzt werden mußte, warf er sie geschwind unter die andern Nůsse, und schrie: Ich habe gesetzt. Wenn er Nůsse hinausnahm, so richtete ers so ein, daß er eine, oder ein Paar Nůsse mehr wegfischen konnte. Und dann hatte er gemeiniglich wurmstichige Nůsse bey sich, und mischte sie unter die guten.

Lange wußten die Kinder nicht, wer ihnen diesen Possen spielte; und das gab zu vielen Zånkereyen Anlaß. Endlich wurden

sie den Betrug gewahr, und ließen den Betrüger Kajetan nicht mehr mitspielen. Er mußte mit Schande von Weitem zusehen, wenn die andern Kinder vergnügt bey ihrem Spiele waren.

Wenn die Dienstmagd Klarl ein Bier holte, versteckte sie sich gemeiniglich hinter der Hausthüre, ehe sie das Bier nach Hause brachte, und trank.

Das Ding kam auf. Ihre Frau verwies es ihr, und sagte ihr den Dienst auf. Das Mensch mußte sich lange elend behelfen; denn es bekam Jahr und Tag keinen Dienst mehr; und die Leute sagten: Wer in kleinen Dingen nicht redlich ist, der ists auch in größern nicht; und wer ein Kalb stiehlt, stiehlt auch eine Kuhe, wenn er sie haben kann. Klarl besserte sich aber; und als sie wieder einen Dienst bekam, sagte sie oft: **Eine redliche Hand geht durch das ganze Land.**

6.

Sieh, mein Papier ist weißer, als das deinige, sagte Cyrill zu seinem Mitschüler Kassian, magst du nicht mit mir tauschen? Warum nicht, antwortete Kassian, und tauschte. Aber Cyrills Papier war auf der andern Seite voll Dintenflecke.

Ein

Ein andersmal tauschten sie Evangelienbücher miteinander; aber aus Kassians Evangelienbuche waren schon einige Blätter herausgerissen; und so betrog nun einer den andern.

Wenn dich jemand betrogen hat, ists erlaubt, daß du ihn wieder betrügst?

Was soll man für ein Mittel wählen, daß man wieder zu seiner Sache kömmt? Fraget eure Lehrer.

7.

Paul stahl nie etwas; aber er kaufte gestohlne Sachen, und verkaufte sie wieder. Einst kam Paul in ein Bürgershaus, und wollte Schnupftücher verkaufen. Das sind meine Schnupftücher, sagte der Bürger, sie sind mir vor acht Tägen gestohlen worden. Paul läugnete es, und gab die Schnupftücher nicht her. Der Bürger klagte bey der Obrigkeit. Paul mußte die Schnupftücher zurückstellen; und weil es verrathen wurde, daß er öfters gestohlne Sachen verkaufe, so kam er ins Zuchthaus: denn sagte der Stadtrichter: **Wäre kein Hehler, so wäre selten ein Stehler.**

Der Lügner.

Quirin war zehn Jahre alt, und hatte nie gelogen. Er that nie etwas Böses, und hatte also keine Ursache zu lügen. War er unvorsichtig, z. B. wenn er eine Fensterscheibe zerbrochen, oder sein Kleid beschmutzet hatte, so gestund ers lieber gleich seinen Aeltern, und sein Vater war so gütig, und sagte: Gieb künftig besser Acht!

Einmal wars Regenwetter, und es kam des Nachbars Wilibald zu ihm. Wollen wir ein Kartenspiel machen, sagte er zu Quirinen. Ich kann keins, antwortete Quirin, und um Geld zu spielen hat mir mein Vater verbothen. Endlich ließ er sich doch dazu bereden, das ist, er ließ sich verführen, lernte von Wilibalden ein Kartenspiel, spielte um Pfeninge, und verlor binnen einer Stunde alles Geld, das er sich seit einigen Wochen erspart hatte. Quirin wurde traurig, und weinte, und Wilibald schlich sich mit dem gewonnenen Gelde fort.

Bald hernach kam Quirins Vater nach Hause, und fragte ihn, was er in seiner Abwesenheit gemacht habe. Ich habe in der Kinderakademie gelesen, antwortete er, und dann mit des Nachbars Wilibalden Karten gespielt.

Vater. Du weißt, daß ich das Kartenspiel nicht leiden mag. Habt ihr um Geld miteinander gespielt?

Quirin. Nein.

V. Warum siehst du dann so betrübt aus?

Q. Ich zeigte Wilibalden mein erspartes Geld, und hatte es aus Vergessenheit auf der Bank vor der Hausthüre liegen lassen. Da ichs wieder holen wollte, wars weg. Der Guguck weiß, wer das Geld genommen hat.

Der Vater merkte die Lüge, verbarg aber seinen Unwillen darüber, und gieng zum Nachbar. Wie er Wilibalden sah, sagte er zu ihm: Kleiner! du verstehst dich besser auf das Kartenspiel, als mein Quirin. So so, versetzte Wilibald; ich habe oft schon mehr gewonnen.

Wie viel hast du dann gewonnen?

Achtzehn Kreuzer, wiedersetzte Wilibald.

Da war nun die ganze Lüge entdeckt.

Als der Vater nach Hause kam, sagte er voll Unwillen zu Quirinen: Du bist ein Lügner, und hast dein Geld verspielt! Zur Strafe werde ich dir in Zukunft nichts mehr glauben.

Ein

Ein Paar Tage darauf warf ein Gassenbube mit einem Steine auf Quirinen, und traf ihn auf die Nase.

Da kam er mit einer geschwollnen Nase, und voll Blut nach Hause. Vater, schrie er, helfen Sie mir! Ein Bube hat mich mit einem Steine ins Gesicht geworfen. Geh, Lügner! antwortete der Vater, vielleicht bist du auf die Nase gefallen. Wer mir einmal vorgelogen hat, dem glaube ich so leicht nicht wieder; denn einem Lügner glaubt man auch die Wahrheit nicht.

Da stund nun Quirin, und weinte, und zog sich, weil er sich schämte, heimlich aus der Stube. Er kam aber bald wieder zurücke, bath seinen Vater unter Thränen um Verzeihung, und versprach ihm, daß er nicht mehr lügen wollte. Das will ich sehen, sagte der Vater.

Seitdem hat Quirin nicht mehr gelogen, und sein Vater glaubte ihm dann allemal wieder, wenn er etwas sagte.

Der Heuchler.

Guntram lernte fleißig, so lange er unter den Augen der Aeltern und Lehrer war. In der Kirche knieete er, wie ein Engel da, wenn er merkte, daß man auf ihn Achtung

gäbe.

gäbe. Sah ihn aber niemand, so legte er sein Buch weg, beunruhigte andre Kinder, schwätzte, und lachte in der Schule, und in der Kirche, und führte sich wie der ungezogenste Gassenbube auf.

Sein Vater kam ihm einmal auf seine Schliche, sagte ihm, daß ers faustdick hinter den Ohren habe, hieß ihn einen Heuchler, und bestrafte ihn so oft, als er eine Verstellung an ihm wahrnahm.

Nicht alles, was glänzt ist Gold; und der Schein betrügt oft.

Die schädlichen Zinsleute.

I.

Wittwe Othilie wohnte mit ihren zweyen Kindern in eines Schusters Hause. Sie hielt aber ihre Stube so unrein, daß sie des Monaths kaum einmal auskehrte.

Sommers und Winters wischte sie die Fenster nie ab; und darum wurden auch die Fensterscheiben undurchsichtig, und die Fensterrahmen sammt den Gesimsen verfaulten. Ihre Kinder schlugen die Thüren so gewaltig hinter sich zu, daß die Fenster im ganzen Hause zitterten, und die Schlösser schadhaft wurden.

Othilie hackte in ihrer Küche auch Holz, und wann sie Holzmangel hatte, riß sie Schindeln vom Dache, und machte auf dem Herde damit Feuer auf.

Der größere Bube zerschnitt manchmal die Rahmen und Gesimse der Fenster, stach Löcher durch die Thüren, schlug den Kalk von der Wand, und warf Sand in die Dachrinnen, daß das Wasser nicht ablaufen konnte, und die Mauern verderben mußten.

Der Hausherr wurde endlich unwillig, und kündigte ihr an, daß sie aus seinem Hause ziehen sollte.

1) Darf man andern Leuten ihre Sachen verderben?

2) Muß man den Schaden, den man andern zugefüget hat, nicht ersetzen?

Ich bin begierig, zu wissen, was ihr auf diese zwo Fragen antworten werdet. Wohlgemerkt, mit Ja, oder Nein bin ich nicht zufrieden; oder ich werde fortfahren, euch weiter zu fragen, bis ich finde, daß ihr mich ganz verstanden habet.

Sachen, die man gefunden hat, muß man zurückestellen.

I.

Vor zweyen Jahren giengen die kaiserlichen Soldaten nach Niederlanden, Kinder! wißt ihr, wo Niederland ist? Euer Lehrer wirds euch schon auf der Landkarte zeigen. Nun weiter. Da die Soldaten über Nacht blieben, verlor einmal ein gemeiner Mann all sein Gut, das in 10 Gulden bestund.

Er und der Bauer, bey dem er im Nachtquartier war, suchten das ganze Haus aus, und fanden es nicht. Einige Monathe nachher sah es der Bauer ungefähr auf einem Acker liegen. Es kam mit dem Dünger dahin, den er auf den Acker geführt hatte.

Als der Bauer hörte, daß die Soldaten wieder aus den Niederlanden zurücke kämen, gieng er ihnen 4 Stunden weit entgegen, und wartete in der strengsten Kälte so lange, bis er den Mann sah, der das Geld verloren hatte. Dann lief er freudig auf ihn zu, und sagte: Herr Soldat, er hat vorm Jahr sein Geld bey mir verloren, ich habs Gott Lob! gefunden, hier hat ers, behüt' ihn Gott! — und der Bauer war fort.

2.

Ein Tischler bekam von einem Grafen einen Kasten auszubessern. Im Kasten war eine verborgene Schublade, um die der Graf nichts wußte. Der Tischler fand diese Schublade, und in der Schublade eine Schachtel mit Edelsteinen.

Unter den Edelsteinen versteht man den Diamant, Rubin, Smaragd, Amethist, Saphyr, Hyazint, Chrisolit, Opal, Beril, Topas, Granat. Laßt sie euch von euren Lehrern zeigen, damit ihr sie kennen lernt.

Jetzt wieder zur Geschichte. Eben da der Tischler die Edelsteine fand, war Nachbar Scheerenschleifer gegenwärtig, und wollte ihm 15000 fl. dafür verschaffen, wenn er ihm 150 fl. für seine Mühe geben würde.

Aber der Tischler war ein ehrlicher Mann, und sagte: Nachbar! habe ich dann ein Recht zu den Edelsteinen? Weil ich sie gefunden habe, gehören sie ja noch nicht mein. Vielleicht hat der Vater des Grafen diese Edelsteine, ohne daß er jemanden etwas davon hat wissen lassen, in dieser Schublade verwahrt. Es ist also meine Schuldigkeit, daß ich die Schachtel sammt den Edelsteinen zurückegebe. Gesagt, gethan.

Der

Der Graf erstaunte, wie er die Edelsteine sah, und sagte, daß sie über 45000 Gulden werth wären.

„Ehrlicher Mann! sprach er zum Tisch-„ler, mein Vater ist gähen Todes gestorben. „Unter seinen Papieren hat man eins ge-„funden, worauf geschrieben stund, daß er „kurz vor seinem Tode diese Edelsteine ge-„kauft, und aufbewahret hatte. Da man „sie aber nach seinem Tode nirgends finden „konnte, so gerieth man auf den Gedanken, „daß sie derjenige Bediente, der bey seinem „Tode zugegen war, gestohlen hätte; und „daß ichs kurz mache, der Bediente wur-„de gefangen gesetzt.

„Zum Glücke entfloh der Kerl aus sei-„nem Gefängniße, und das freut mich jetzt „mehr, als mich alle diese Edelsteine freuen, „weil ich sehe, daß der Mensch unschuldig „war.“

Nach diesen Worten zog der Graf einen Sack voll Geld aus seinem Schreibkasten heraus, zählte dem Tischler 15000 Gulden vor, und sprach weiter:

„Hier schenke ich euch eben so viel Geld, „als euch euer Nachbar, wie ihr mir zuvor „sagtet, zugebracht haben würde, wenn ihr

„ei-

„ einen schlechten Mann gemacht hättet. Gott „ empfohlen! Lebt wohl!“

Wie sich der Tischler und sein Weib über diesen Haufen Geld werden gefreut haben, das läßt sich leicht denken.

Sein Weib wollte, daß er das Tischlerhandwerk aufgeben, ein Haus kaufen, besser essen und trinken, sich und die Seinigen schöner kleiden, und sich etwas kosten lassen sollte, daß er ein Gestrenger werden könnte; aber Meister Tischler lachte dazu, schüttelte den Kopf, und sagte: Schuster bleib beym Leiste. Das Geld gehört für mich und dich, wenn wir einst nicht mehr werden arbeiten können; dann wollen wir unsre Kinder etwas lernen lassen, und sie einst gut versorgen.

Guter Namen ist mir so lieb, als mein Leben.

Die Geschichte vom Tischler ist schön, werdet ihr sagen. Ja, Kinder! es ist wahr; aber ich muß es gerade heraussagen, etwas gefällt mir beym Hergange der ganzen Sache durchaus nicht. Höret nur! warum kömmt dann vom Bedienten, der ins Gefängniß gesetzt wurde, weiter nichts mehr vor, als daß er entflohen ist? Der gute Mensch war ja unschuldig. Hätte ihn der Graf nicht rufen,

sen, in die Zeitungen, oder wenigst öffentlich auf der Kanzel verkündigen lassen sollen, daß er unschuldig sey, und die Edelsteine nicht gestohlen habe? Alle Leute werden ihn für einen ehrlichen Menschen gehalten haben, ehe er ins Gefängniß kam; und sobald man ihn wird gefangen genommen haben, werden die Leute gesagt haben: Der Bediente ist ein Dieb; und dieses Gerede wird noch immer fortgehen, wenns nicht bekannt gemacht wird, daß der Bediente kein Dieb ist. Wenns dem Bedienten so ist, wie es mir ist, so ist ihm sein guter Namen so lieb, wie sein Leben.

Was hat der Bediente davon, wenn es den Grafen freut, daß er aus dem Gefängniße entwischet ist? Zwo Fragen:

1) Muß ihm der Graf den guten Namen nicht zurückestellen?

2) Muß er ihm nicht den Schaden ersetzen, der ihm dadurch ist zugefügt worden, weil man ihn für einen Dieb gehalten hat?

Bittet eure Lehrer, daß sie euch die Antwort auf diese zwo Fragen sagen mögen; und laßt euchs ja zur Warnung seyn, meine lieben Kinder! daß ihr doch nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten denket, oder was noch ärger ist, sprechet. Es ist besser, an-

dre

dre Leute so lange, als es möglich ist, für gut, und sich selbst für schlimm zu halten.

1.

Vater, sagte Nepomuk, mein Mitschüler Görge hat mir einen Nachnamen (Schimpfnamen) gegeben.

Vater. Und warum dann?

Sohn. Weil ich dem Lehrer sagte, daß er seine Feder vergessen hatte.

V. Aber was gieng dich dann Görgens Feder an? Hast du es schon vergessen, daß dich neulich ein Hund gebissen hat?

S. Nein, ich denke noch wohl daran.

V. Warum hat er dich dann gebissen?

S. Weil ich auf ihn geschlagen hatte.

V. Glaubst du, daß er dich gebissen hätte, wenn du nicht auf ihn geschlagen hättest?

S. Wenn du Nepomuken beym Lehrer nicht angegeben hättest, meynst du wohl, daß er dir einen Schimpfnamen gegeben hätte?

S. Ich meyne nicht.

V. Siehst du? Wie der Schall in den Wald geht, so geht er wieder heraus, das ist, wenn du niemanden etwas Uebels thust, so wird dir auch niemand etwas Uebels

thun.

thun. Man mische sich nur nie in Sachen, die einen nichts angehen, kehre vor seiner Thüre, wie das Sprichwort heißt, und schaue auf sich.

S. Aber, Vater, ihr thut doch niemanden etwas zu Leide, und doch hat euch neulich Jäger Michael einen bösen Mann geheissen; und wie die Mutter sagt, so redet er jetzt auf allen Bierbänken schlecht von euch.

V. Weißt du warum?

S. Er sagt, Ihr hättet ihn bey seiner Obrigkeit verklagt.

V. Ja, ich habe ihn verklagt; aber ich konnte nicht anders. Vor dreyen Jahren lehnte ich ihm hundert Gulden mit der Bedingniß, daß er sie mir nach einem Jahre wieder zurückebezahlen soll. Nun hat er mir aber seit dreyen Jahren noch keinen Kreuzer bezahlt, und ich brauche jetzt mein Geld.

S. Also mag man mit den Leuten so gut umgehen, als man will, so lassen sie einem doch keine Ruhe.

V. Wenns lauter Jäger Michael in der Welt gäbe, so hättest du schon recht; aber so giebts nicht lauter Jäger Michael; und dann fragt ein Mann, der sich nichts schuldig weiß, gerade gar nichts nach einem Jäger Michael, er mag ihn bey seines Gleichen

aus=

ausrichten, wie er will. Kind! man mags oft so gut mit seinem Nebenmenschen meynen, als es nur möglich ist, so legen es einem gewisse Leute doch übel aus. Mir ists schon oft so gegangen. Aber was schadet es. Wer unter den Leuten fortkommen will, muß viel böse Nachreden dulden lernen, und denken: Der liebe Gott weiß es, daß ichs gut gemeynt habe. Liebet eure Feinde, sagt der Herr Jesus. Vergebt ihnen, und thut ihnen wohl.

S. Wenn mir also Nepomuk wieder einen Schimpfnamen giebt?

V. So denke nach, ob du nicht selbst Veranlassung dazu gegeben hast; und dann thu dasjenige nicht mehr, was du schon zuvor nie hättest sollen; mit einem Worte, lege denjenigen Fehler ab, der Nepomuken gereizt hat, daß er dir einen Schimpfnamen gab.

Nichts ist leichter, als die Fehler andrer Leute bemerken, sie größer machen, als sie sind, und überall aussagen; aber ich möchte wissen, ob du besser wärest, als Nepomuk ist. Vielleicht! aber vielleicht auch nicht; und dann nimm dich selbst bey der Nase.

Die Schadenfreude.

1.

Ein Bauer fuhr im Winter mit einem Wagen voll Getreid in die Stadt. Es riß sich ein Sack auf; und wie der Wagen von den Pferden fortgezogen wurde, fielen die Körner aus dem zerrissenen Sacke auf den Boden.

Des Messerschmieds Bube guckte durchs Fenster, sah es, lachte, und sagte: Da wäre ich wohl ein Narr, wenn ich mir die Füsse kalt machen, zum Bauern auf die Gasse gehen, und ihm sagen wollte, daß sein Sack ein Loch hat. Was geht mich der Bauer an! Und endlich sind ja noch mehrere Leute auf der Gasse, die auch Augen im Kopfe haben, wenn sie wollen, werden sies ihm schon sagen; und sagen sie ihms nicht, so geschieht dem Tölpel recht, warum hat er keinen bessern Sack genommen. Ha, ha, ha! —

Soll man den Schaden des Nächsten nicht verhüten, wenn man ihn verhüten kann?

Ist derjenige nicht mein Nächster, der meiner Hilfe bedarf?

Ueberdenket diese Fragen, und saget mir dann eure Antworten darüber.

Seyd A) Dienstfertig.

I.

Ihr wißt, daß uns das Wasser die Brücke weggerissen hat, sagte ein Bortenwirker zu einem Brauer, und nun ists kalter Winter, und ich habe kein Scheit Holz im Hause: Der Himmel weiß, wenn ein Schiff zur Zufuhr wird hergerichtet seyn. Da ist leicht geholfen, antwortete der Brauer, ich lasse euch heute von meinem Holze eine Klafter zu eurem Hause hinführen, und dann könnt ihr euch eine warme Stube machen.

Seyd so gut, lieber Mann, wiedersetzte der Bortenwirker, ich will euch dafür einen andern Gefallen erweisen.

Darauf kömmts nicht an, fuhr der Brauer weiter zu reden fort, ich kann das Holz entbehren, und euch ist damit geholfen, und das ist mir genug. Kann ich euch in einem andern Stücke dienen, so kommt zu mir, und sagt mirs wieder.

Man erzählte mir, daß sich in demjenigen Städchen, in welchem dieser Brauer und Bortenwirker wohnen, sogar die Kinder schon alle mögliche Gefälligkeiten erzeigen, z. B. sie lehnen sich in der Schule Federn, Papier, Bücher, u. d. gl. und lieben sich untereinander, als wenn sie alle Brüder und Schwe-

stern

stern wären. Kinder! wie wohl muß es einem seyn, wenn man unter dergleichen Leuten leben und sterben kann.

2.

Als Graf Schimmelmann noch Bürger und Kaufmann war, machte er eine Reise zu Fuße. Er kam Nachts in einem Dorfwirthshause an, und bestellte sich statt eines Bettes Stroh, auf welches er sich legen wollte. Ehe er sich niederlegte, merkte er, daß er keine Schlafhaube (Mütze) mit sich genommen habe.

Ein Glasergesell, der sich schon zuvor aufs Stroh gelegt hatte, hörte, was seinem Schlafkameraden mangelte, stund auf, holte eine Haube aus seinem Fehleisen, und lieh sie ihm.

Lange nachher, da Schimmelmann schon ein vornehmer reicher Herr geworden war, ließ er sich in seinem Hause neue Fenster machen, und erkannte, daß der Glasergesell, welcher die Fenster verfertigte, einst sein Schlafkamerad auf dem Strohe im Dorfwirthshause gewesen war.

Schimmelmann fragte ihn, ob er Meister sey. Ach nein, antwortete der Glasergesell, es kostet zu viel Geld, und wo soll ichs hernehmen? Von der Schlafhaube, ver-

setzte Schimmelmann. Besinne er sich, daß er einst einem fremden Manne in einem Dorfwirthshause eine Schlafhaube geliehen hat. Dieser Mann war ich; und nun will ich ihm eine andre Gefälligkeit dafür erweisen. Ich will das Bürger- und Meisterrecht für ihn bezahlen; und dann wünsche ich, daß er künftig eben so gut schlafen möchte, als ich ehemals in seiner Haube geschlafen habe.

B) Barmherzig.

1.

Zween wohlgekleidete Handwerksbursche kamen zu Fuße in einem Wirthshause an, begehrten eine Maaß Bier, und bezahlten einen baierischen Groschen dafür. Dieses Geld nimmt man hier zu Lande nicht an, sagte der Wirth, ihr müßt eine andre Münze hergeben. Herr Wirth, antworteten sie, wir haben keinen Heller mehr im Sacke. Nehme er dießmal mit dem Groschen vorlieb. Ich sehe es an eurer Kleidung an, erwiederte der Wirth, daß ihr keine lüderlichen Bursche seyd; ihr erbarmt mich. Vielleicht seyd ihr auch hungerig; wollt ihr, so bleibt Mittags bey mir. So gut, als ichs vermag, will ich euch zu essen geben.

Sie nahmen den Antrag mit Freuden an, assen sich satt, dankten dem Wirthe, und sagten ihm wohl hundertmal: Vergelt es Gott!

Der Wirth gab ihnen hierauf noch etwas Reisegeld, und begleitete sie so weit von seinem Hause weg, daß sie den rechten Weg, den sie nehmen wollten, nicht mehr verfehlen konnten.

Die jungen Leute rühmten die Wohlthat des Wirthes, wo sie immer hinkamen, und wünschten, und sagten überall, daß sie, wenn sie einst ihr Glück in der Welt gemacht hätten, seinen Kindern dafür Gutes thun wollten.

2.

Ein Vater gieng mit seinem kleinen Sohne ins Feld hinaus. Der Vater gieng voran, das Kind hinten nach. Gähling kroch ein alter armer Mann hinter einer Hecke hervor, und bath den Kleinen um eine Gabe.

Der Sohn blieb stehn;
Und Mitleidsvoll vergaß er mit dem Vater fortzugehn.
Er gab, — (was kann ein Kind für Gaben
An andre zu verschenken haben?)
Er gab die Semmel, die er aß, dem armen Mann,
Und blickte ihn mit einem Seufzer an.

Der

Der Alte weinte, sah mit starrem Blicke
Dem kleinen guten Kinde nach,
Und wünschte ihm mit einem lauten Ach!
Ein langes Leben und viel Glücke.

3.

Ein Geistlicher besuchte einen Kranken. Auf der Gasse sah er ein armes Weib, das mit einem Stecken in der Hand langsam von einem Hause zum andern schlich.

Es bath eine wohlgeputzte Frau, die ihm begegnete, um Almosen; aber die Frau sah das Weib nicht einmal recht an, und sagte: Helf euch Gott!

Nicht weit vom armen Weibe stund ein Knabe, der barfuß war, eine zerrissene Hose, und einen geflickten Rock an hatte. Als er sah, daß es die Frau so trotzig abwies, zog er ein Papier aus der Tasche, wickelte ein Geld darein, gieng zum Weibe hin, und drückte ihm das eingewickelte Geld in die Hände.

Der Geistliche rief den Knaben. Der Knabe kam, wurde im ganzen Gesichte roth, und schlug die Augen nieder.

Geistlicher. Warum siehst du mir nicht gerade ins Gesicht? lieber Kleiner!

Knabe. Ich schäme mich.

Geistl. Warum dann? Du hast ja etwas Gutes gethan. — Was hast du dem armen Weibe gegeben?

Knabe. Einen Groschen, mehr hatte ich nicht.

Der Geistliche schenkte dem Knaben vier Groschen. Aber er wollte sie nicht annehmen. Nach vielem Zureden, daß er sie nehmen sollte, nahm er sie, dankte dem Geistlichen, lief, was er laufen konnte, zum alten Weibe, gab ihr die vier Groschen wieder; und der Geistliche verlor ihn auf einmal aus dem Gesichte.

Wer sollte diesem liebenswürdigen Knaben nicht von ganzem Herzen gut seyn!

C) Verschwiegen.

1.

Der Knabe Felix befand sich in seines Vaters Zimmer, als viele erwachsene Leute da waren. Kein Mensch gab auf den Knaben Acht, und man redete von allerley Sachen.

Da die Leute fortgiengen, und des Knaben Vater sie zur Hausthüre hinausbegleitete, traten Felixens Schwestern in die Stube,

und fragten ihn, wer da gewesen sey. Es waren viele Leute da, sagte er, aber ich kannte sie nicht alle.

Hast du mit diesen Leuten nichts gesprochen? fragten sie weiter. Das würde sich für einen Knaben, wie ich bin, nicht geschickt haben, versetzte er; und es hat euch auch niemand angeredet. Mir kam es vor, als wenn kein Mensch auf mich Acht gegeben hätte.

So erzähle uns doch wenigst, was die Leute untereinander gesprochen haben.

Alles, was ich gehört habe, geht mich und euch nichts an. Es wird also besser seyn, wenn ich schweige.

Unter diesen Worten kam der Vater wieder in die Stube zurücke, und fragte die Kinder, wovon sie eben gesprochen hätten. Felix sagte es, und der Vater zeigte großes Gefallen an seiner Verschwiegenheit. O! Kinder, sprach er, Schwätzereyen haben schon recht viel Uebels in der Stadt gestiftet.

2.

Ein Kind, die Leute sagen, es sey ein Mägdchen gewesen, hatte den bösen Fehler, daß es nichts verschweigen konnte. Wurde es etwas inne, das man geheim haben wollte,

re, so konnte es nicht eher ruhen, als bis es ausgeplaudert war. Es erzählte alles, was ihm in den Mund kam, Gutes und Böses, und erzählte es dem Nächsten dem Beßten.

Da gabs oft Feindseligkeiten über Feindseligkeiten ab; denn die unvorsichtige Schwätzerinn band die Leute in der Nachbarschaft so untereinander, daß sie sich beynahe ins Gesicht spien, wenn sie sich auf der Gasse einander begegneten. Endlich kam man darauf, daß dieses Plaudermaul an allem Unheile Ursache war. Dann verabscheute es jedermann; und wenn es auf der Gasse reden wollte, so that man, als wenn mans nicht hörte und nicht sähe, und gieng vorbey. Wo es hinkam, schlossen ihm die Leute die Thüre vor der Nase zu, und ließen es nirgend mehr ein.

Das gieng der Jungfer Schnatterbüchse (so hieß das Mädchen) zu Herzen. Sie merkte ihren Fehler, und wollte sich bessern.

Aber wie es zu gehen pflegt, wenn man sich einmal an eine Untugend gewöhnt hat. Volle zehn Jahre brachte sie zu, bis sie diesen Fehler ganz abgelegt hatte; und wenn sie sich anfangs hundertmal vornahm, ihn nicht wieder zu begehen, so begieng sie ihn doch alle hundertmal wieder.

Sie

Sie war schon 24 Jahre alt; und doch hatte sie noch niemand in einen Dienst aufgenommen; denn weil man wußte, daß sie einmal eine Schwätzerinn gewesen war, so glaubte man noch immer, daß sie nicht aufgehört hätte, auch im vier und zwanzigsten Jahre Schwätzerinn zu seyn.

Auf vieles Bitten stellte sie endlich eine Frau als Hausmagd ein; und weil es nach und nach bekannt wurde, daß sie ihre Plaudereyen gelassen hatte, so wurde sie in einem vornehmen Hause Köchinn; und es gieng ihr wohl.

So muß man seine Jugendfehler oft, wenn man schon erwachsen ist, noch büßen, und manchmal büßen, so lange man lebt.

D) Freundlich.

1.

Einige Kinder spielten miteinander in einem Garten, und waren gutes Muthes. Knabe Roman saß unter einer Haselnußstaude, und sah verdrießlich darein.

Fehlt dir etwas? fragte ihn sein Bruder Augustin.

Roman. Mir fehlt weiter nichts; aber wie kömmts dann, daß ihr alle des Bildhauers Sohn so lieb habt? Ihr thut ja mit

dem

dem Buben, als wenn er ein kleiner Prinz wäre.

Augustin. Mit dir machen wir freylich nicht so viel, mein Bruder; aber daran bist du ja selbst Schuld. Wenn des Bildhauers Knabe ein neues Buch, oder ein Spielwerk bekömmt, so zeigt ers uns allen. Oft schenkt er uns Rosen, Nelken (Nägelein) und andre Blumen; und erst neulich hat er ein Dutzend Tulpenzwiebel, die in seinem Gärtchen gewachsen sind, unter uns vertheilet. Er spielt mit uns, so oft wir mit ihm spielen wollen, und spielt jedes Spiel gerne, das mir und andern Kindern gefällt. Macht ein, oder das andre Kind einen Spaß mit ihm, so lacht er, macht wieder Spaß, und thut nie etwas, das uns zuwider ist; kurz er ist der freundlichste Knabe von der Welt, und macht uns so viel Freude, als er nur kann. Aber du, Roman, verzeih mirs, du bist ein Murrkopf gegen ihn. Wenn du etwas vom Vater, oder von der Mutter bekömmst, so lassest du es niemanden sehen, und giebst niemanden etwas davon. Du begegnest allen Kindern trotzig, willst nichts, als anschaffen; und wenns zum Spielen kömmt, sollen wir allemal spielen, was dir beliebt, kurz, wir alle sollen uns nach dir, und du willst dich nie nach uns richten. Geht etwas nicht nach

dei=

deinem Kopfe, so wirst du fuchswild, spielst nicht mehr mit, oder verderbst uns unsern Spaß. Stößt dich einer ein wenig, schleicht dir hinten nach, und hebt dir mit den Händen die Augen zu, oder zupft dich beym Rocke, so ists dir schon nicht recht, giebst Schimpfnamen aus, oder schlägst gar auf ihn zu. Kanns dann anders seyn, als daß wir des Bildhauers Sohn lieber haben, und ihm Freude zu machen suchen? Itzt habe ich ausgeredet.

Augustin gieng wieder zu den Kindern hin, und Roman sagte kein Wort. Als er aber nachdachte, fand er, daß sein Bruder Recht hatte. Ob er sich gebessert habe, weiß ich nicht.

E) Bescheiden.

1.

Marianchen war ein vortreffliches Fräulein. Es lernte fleißig; und was es lernte, begriff es leicht. Wenn es eine Arbeit zweymal sah, so konnte es dieselbe nachmachen. Es konnte spinnen, stricken, nähen, sticken, waschen, backen, bögeln, und kochen. Es spielte herrlich auf dem Klavier, verstund die deutsche Sprache, konnte gut rechnen, und einen ordentlichen Brief schreiben. Während

daß

daß Mägdchen vom Adel französisch, oder wälsch lernten, verlegte sich Marianne auf die Hauswirthschaft.

Ihre Aeltern hatten viel Geld, und kauften ihr auch schöne Kleider; aber sie putzte sich nicht kindisch, sah nicht alle Augenblicke in den Spiegel, und hütete sich einen gezwungenen Gang anzunehmen, oder mit ihren Kleidern groß zu thun.

So geschickt Marianchen war, so that es doch nie desgleichen, als wenn es mehr, als andre verstünde. Z. B. wenn ihm eine gute Freundinn etwas Genähtes, Gestricktes, oder Gesponnenes zeigte, so lobte es, was zu loben war, und spottete nie, wenn es Fehler wahrnahm, sondern sagte: **Könnte es nicht so, oder so seyn?**

Es grüßte und dankte jedermann höflich; und wenn eine Bürgerstochter zu ihm kam, so lief es ihr eben so mit offnen Armen entgegen, als einem Fräulein, und fragte sie, ob sie ihr eine Gefälligkeit erweisen, oder einen Zeitvertreib machen könnte.

Es wollte nichts weniger, als ein gelehrtes Frauenzimmer seyn, lachte aber auch nicht, wenn andre Fräulein gelehrt seyn, und es z. B. mit einigen auswendig gelernten französischen Wörtern anreden wollten, sondern es

sag-

sagte: Ich verstehe keine andre, als die deutsche Sprache.

Es sagte nie etwas, was andern mißfallen konnte, und fiel niemanden in die Rede, wenn es die Sache gleich besser wußte, als diejenige Person, die sie erzählte.

Ueberhaupt machte das Fräulein nichts aus sich, und suchte seine Geschicklichkeiten eher zu verbergen, als sich damit zu prahlen.

Das gefiel den Leuten sowohl, daß Marianchen in der ganzen Stadt recht herzlich geliebt wurde.

2.

In einem Garten waren die schönsten Tulpen. Nicht weit davon blühte ein Veilchen, das aber unter dem Grase versteckt war.

Des Gärtners Sohn kam in den Garten,
(Ein Knab im achten Jahr)
Des Blumenbeets zu warten,
Das ihm vom Vater anvertrauet war.
Er sah die Tulpen, sah ein gutes Veilchen
Die schöne Farbe an;
Allein der Vater war ein kluger Mann,
Und winkte ihm und sagte: Sieh hier, mein
Kind, ein Veilchen!
Nicht wahr, es blüht nicht halb so schön,
Wie jene Tulpen, die dort stehn?

Doch

Doch riech, wie süß das Veilchen düftet! —
Ich pflege gern, was stillen Nutzen stiftet,
Dem eiteln Glanze vorzuziehn.

Kind, thu im Stillen Gutes, und prahle dich nicht, wenn du es gethan hast. Gott hat es gesehen, ist dir das nicht genug?

3.

Ein Geistlicher hielt eine schöne Predigt. Alle Zuhörer lobten sie. Als des Meßners (Küsters) Bube das Lob hörte, stellte er sich vor die Kirchthüre, und sagte den Leuten: He! ihr Leute, daß ihrs wißt, ich habe zur Predigt geläutet.

War die Predigt darum schön, weil der Bube dazu geläutet hatte? Ist so etwas nicht lächerlich? — Giebt es aber nicht Kinder, die des Meßners Buben gleichen, und Lob in Dingen suchen, zu denen sie nichts beygetragen haben? Z. B. weil sie reiche, und adeliche Aeltern, ein schönes Gesicht, schwarze Augen, weiße Zähne, u. d. gl. haben.

Der Neid.

1.

Frau Eleonore aß und trank gerne etwas Gutes, kleidete sich über ihren Stand, und richtete ihre Zimmer so schön ein, daß

ihr

ihr das Geld, welches sie hatte, kaum zureichte, den großen Aufwand zu machen.

Wenn sie hörte, daß andere Leute reich sind, oder sonst ein Glück gemacht haben, so wars bey ihr aus.

Gegen über wohnte ihre Schwester, die einen begüterten Kaufmann geheirathet hatte. Sie zog sich, weil sie freundlich war, viele Leute zum Hause, die bey ihr allerhand Waaren kauften.

Da saß nun Eleonore den ganzen Tag vor ihrem Fenster; und wenn sie jemanden in den Kramladen gehen sah, so gabs ihr einen Stich durchs Herz, sie seufzte, und sagte: Andern geht doch alles nach ihrem Willen. Meine Schwester kann leicht groß thun und sich wohlseyn lassen; alles läuft zu ihr, und bringt ihr Geld ins Haus. Sie wird bald nicht mehr wissen, wie hoch sie den Kopf tragen muß. Das Mensch wird sich putzen, und den Hals drehen, und mich über die Achsel ansehen! Möchte einem doch das Herz im Leib zerspringen, wenn man sieht, wies jetzt in der Welt zugeht! —

Nach einem Jahre bekam Eleonore ein hitziges Gallfieber und starb.

2.

Ernst war ein braver Schneidersgesell, plauderte nicht viel unter der Arbeit, schwieg gemeiniglich stille, bis man ihn um etwas fragte, sah auf das, was er vor sich hatte, und arbeitete schleunig und gut. Das machte ihn bey seinem Meister und allen Kunden beliebt.

Aber seine Kammeraden gönnten es ihm nicht, daß ihn der Meister und andre Leute so lieb hatten. Sie suchten also allerhand Mittel, ihm Verdruß zu machen. Ich will nur ein einziges Stückchen erzählen.

Der Meister bekam ein Kleid zu machen, welches mit Goldborten besetzt werden mußte. Diese Arbeit kam an Ernsten, weil er der geschickteste unter den Gesellen war.

Seine Mitgesellen hatten es untereinander abgemacht, daß einer bey der Nacht aufstehen, in die Werkstatt gehen, eine Elle von den Borten wegschneiden, und sie in diejenige Schublade legen sollte, in welcher Ernst seine Kleidungsstücke hatte.

Zu diesem Ende versah sich einer mit einem falschen Schlüssel, um die Schublade aufschliessen zu können.

Des Morgens stund Ernst mit seinen Kammeraden zur Arbeit auf, und fuhr fort, das neue Kleid mit Borten zu besetzen.

Als er nun bald zum Ende kam, merkte er, daß Borten abgiengen. Seine Kammeraden gaben genau auf ihn Acht, und glaubten, daß er gewaltig erschrecken würde; aber Ernst erschrack nicht. Und warum hätte er erschrecken sollen, da er sich nichts Böses schuldig wußte? Gutes Gewissen, Kinder gutes Gewissen! und dann mag man von euch denken, oder zu euch sagen, was man will, ihr könnt dazu lachen.

Ernst griff nach dem Ellenstabe, maß die Borten wieder, und fand, daß eine Elle fehlte. Er sah einem Kammeraden nach dem andern steif ins Gesicht, und sagte: Einer von uns hat eine Elle Borten weggefischt, derjenige, welcher roth wird, hat sie.

Der Meister und Ernst sahen, daß einer im Gesichte roth wurde. Die andern Bursche sagten, daß man wegen des Rothwerdens noch keinen übeln Argwohn haben könnte, und verlangten, daß man eines jeden seine Schublade aussuchen sollte. Ganz gut, antwortete Ernst; aber zuvor muß man auch die Taschen und Säcke aussuchen, und unter diesen Worten fieng er an seine Taschen umzukehren. Die andern giengen das auch ein;

aber

aber derjenige, der roth wurde, wollte seine linke Tasche im Kamisoll nicht umkehren. Ernst sah es, auch die linke Tasche umgekehrt! sagte er, und als sie der Schelm umkehrte, fiel der falsche Schlüssel heraus.

Wozu der falsche Schlüssel? rief der Meister. Jetzt bekenne es im Augenblicke, oder ich lasse dich festsetzen. Der Kerl zitterte, und gestund, daß er die Borten Ernsten in die Schublade hinein praktizirt hatte. Der Meister jagte ihn auf der Stelle weg.

Untreue trifft gemeiniglich seinen eignen Herrn, d. i. denjenigen, der nicht redlich gehandelt hat; und wer einem eine Grube gräbt, fällt sehr oft selbst darein.

Folget dem Rathe alter Leute; sie sind gescheider, als ihr seyd.

1.

Die Katze, die alte Maus, und das Mäuselein.

Katze. Komm, liebstes beßtes Mäuselein!
Komm her da, komm zu mir!
Maus. Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein,
Geh nicht, ich rath es dir.
Katze. Komm, liebstes beßtes Mäuselein!
Komm her da, komm zu mir!

Ich habe süße Bretzelein,
Und diese geb ich dir.

Mäuselein. O! laß mich, altes Mütterlein!
Ich möchte gern zu ihr.

Maus. Die Katze fängt das Mäuselein,
Und frißt das kleine Thier.

Katze. Dich fangen, schönes Mäuselein?
Dich fressen, kleines Thier?
Was träumt dem alten Mütterlein!
O, komm doch her zu mir!

Mäuselein. Da bin ich, gieb mirs Bretzelein!
Auweh! — das arme Thier!
Die Katze hascht das Mäuselein,
Und würget es dafür.

Wie, wenn die Katze jemanden vorstellte, der euch zum Bösen reizte?

Was meynt ihr, daß ich unter der alten Maus, und dem Mäuselein verstehe?

Man soll die alten Leute schätzen.

1.

Ein vornehmer Herr sagte zu einem alten Tischler, der ihm gearbeitet hatte: Alter Mann! ihr seyd nicht mehr im Stande, mir zu arbeiten. Ich werde mir um einen andern Tischler umsehen.

Dem Manne that diese Rede so wehe, daß er lange kein Wort vorbringen konnte. Endlich

lich stammelte er: Nun das hätte ich nicht geglaubt! Habe ich doch schon so lange recht gearbeitet! Die Augen liefen ihm voll Wasser an, und — er kehrte nach der Thüre.

Der Herr ließ ihm in dem Vorzimmer etwas zu trinken geben; aber dem guten Alten schmeckte kein Trunk. Indem er so in den Gedanken da saß, sprach er zum Kammerdiener, der ihm etwas zu trinken aufgesetzt hatte: Es ist wahr, ich bin alt; aber was ich nicht mehr arbeiten kann, das können ja meine Gesellen. Ich habe mir junge und geschickte Leute eingestellt; und ich bin immer hinter ihnen. Sollte man sichs doch nicht wünschen, alt zu werden, wenns einem so geht, wie unser einem! Alt —, und deßwegen verachtet, das thut wehe!

Der Herr, der alles dieß durch seine Zimmerthüre hörte, ließ den Tischler wieder zu sich kommen, und sagte: Guter Alter! seyd ohne Sorge. Ihr habt mir ja lange genug gearbeitet; aber, erwiederte der Tischler, ich dächte darum, daß ich noch arbeiten könnte. Hier unterbrach ihn der Herr. — Nein, ihr sollt in euern alten Tagen Ruhe haben; und ich will euch jährlich einen Gehalt geben, daß ihr leben könnt, ohne mehr arbeiten zu dürfen. Einen Mann, der so wie ihr, bey der Arbeit alt geworden ist, muß man schätzen,

und ihm die letzten Jahre seines Lebens so süß machen, als man kann.

Der Blödsinnige.

Des Mühlers Jakel war blödsinnig, das ist, er war nicht wohl bey Sinnen, oder was eins ist, er war halb närrisch.

Man sah es ihm an seiner Kleidung, an den Minen, und Geberden gleich an, daß er im Kopfe verrückt war.

Wenn er auf der Gasse gieng, lief ihm gemeiniglich ein Haufe Buben, und Mägdchen nach, und riefen: Jakel! wo hast du deine Pfauen- und Hahnenfedern auf dem Hute her? Wer hat dir deinen hölzernen Säbel, deine großen Schuhe, u. d. gl. gemacht? Oft warfen sie mit Kothe oder Steinen auf ihn; und wenn sie Jakeln durch ihren Muthwillen zum Zorne brachten, so warf er auch mit Steinen unter die Kinder.

Einst hatte Jakel einen großen Stein in der Tasche; und weil ihm die Buben gar keine Ruhe ließen, warf er mitten unter den Haufen Kinder, und warf des Fleischhackers Görgen etliche Zähne ein. Der Bube schrie und heulte.

Ferdinands Vater wollte sehen, was der Lärmen bedeute, trat mit Ferdinanden ans

Fen-

Fenster, und sprach: Ist der Mann, dem die Kinder dort nachlaufen, nicht Jakel?

Ferdinand. Ja, Vater, es ist Jakel.

Vater. Und warum lachen ihn dann die Kinder aus?

F. Weil er närrisch ist.

V. Ich dächte, sie sollten ihn bedauern.

F. Warum dann bedauern?

V. Ist dann derjenige nicht elend, dems im Kopfe nicht zusammen geht? Und soll man über seines Nebenmenschen Elend lachen? Wolltest du dir nicht lieber einen Fuß brechen, als ein Narr, wie Jakel seyn?

F. Wahrhaftig, Vater, ich wollte mir lieber einen Fuß brechen.

V. Glaubst du, daß jemand lachen würde, wenn du dir einen Fuß brächest?

F. Freylich nicht. Ich glaube jedermann würde Mitleiden mit mir haben.

V. Also merke dirs. Jakel ist armselig, weit armseliger, als du seyn würdest, wenn du dir den Fuß brächest. Man muß das Elend eines Andern durch Spöttereyen, und Nekereyen nicht größer machen.

Der

Der Thierquäler.

Simon bemerkte ein Vogelnest unter dem Hausdache. Er sagte es seiner Schwester, und überlegte es mit ihr, wie er die jungen Vögel bekommen könnte. Endlich sprach er: Schwester, jetzt weiß ich, was ich thun muß. Ich will eine Leiter anlehnen, du mußt sie fest halten; und dann werde ich hinaufsteigen.

Es geschah; und Simon nahm zween junge Spatzen (Sperlinge) aus dem Neste.

Die alten zween Spatzen flogen immer ums Nest herum, und schrien erbärmlich um ihre jungen; aber Simon gab auf ihr Geschrey nicht Acht, und freute sich, daß er die jungen hatte.

Nun wußten die Kinder nicht, was sie mit den armen Thieren anfangen sollten. Das Mägdchen wollte sie in ein Häuschen sperren, und sie fleißig futtern; aber Simon wollte sie lebendig rupfen, und sie dann nackt auf dem Heuboden herumlaufen lassen.

Anfangs widersprach die Schwester; weil es aber der Bruder nicht nachgab, so giengs über das Rupfen her.

Nach einer Weile rief Simon: Heysa! ein Spatz ist schon gerupft. Da setzte er ihn auf den Boden. Das arme Thierchen beweg-

bewegte seine Flügelchen, konnte sich nicht mehr helfen, zitterte, und schrie. Simon lachte sich sammt seiner Schwester halb bucklicht.

Indem sie so lachten, sahen sie ihren Vater daher gehen. Huy! waren die Spatzen in der Tasche, und die Kinder liefen davon.

He! Kinder, rief der Vater, woaus? Beyde stunden stille.

Simon. Wir spielten.

V. Ihr wißt, daß ich euch das Spielen nicht verbiethe, wenns zur rechten Zeit geschieht. Kinder, die bey ihrem Spiele Aeltern oder Lehrer scheuen, sind mir verdächtig. Ihr müßt also etwas anders im Schilde geführt haben. Sagt, was habt ihr gethan?

Simon zeigt den nackten Spatzen her.

V. Warum hast du dann dem armen Vögelchen die Federn ausgerupfet?

S. Aus Spaße.

V. Ists dann so spaßig, wenn wir Thiere martern, und sie dann leiden sehen?

S. Ich denke, daß ein Vogel nichts dabey leide, wenn man ihm die Federn ausrupft.

V. Komm zu mir her. **Der Vater reißt ihm etliche Haare aus dem Kopfe.**

S.

S. Ach! weh, weh! —

V. Siehst du! Ich habe dir jetzt nur etliche Haare ausgerauft. Stelle dirs vor, wie weh es dem Spatzen thun muß, wenn man ihm alle seine Federn ausrupft.

S. Aber sie haben mir einmal gesagt, die Obrigkeit hätte es schon oft befohlen, daß man die Spatzen todt schießen sollte.

V. Ja, das habe ich gesagt; denn wenn sie sich zu sehr vermehrten, so würden sie dem Getreide Schaden thun. Befiehlt aber die Obrigkeit, daß man sie martern solle? He? —

Den Kindern stunden die Thränen in den Augen. Der Vater nahm ihnen die Spatzen, und sagte: **Es ist grausam, wenn man Thiere martert. Wenn sie uns aber nützen, oder schaden; dann dürfen wir sie umbringen.**

Der Lehrer auf dem Sterbebette.

Als Lehrer Gottlieb gefährlich krank wurde, und vom Doktor vernahm, daß keine Hoffnung zum Aufkommen mehr da sey, ließ er alle seine Schulkinder vors Bett rufen, und sagte: Meine liebsten kleinen Freunde und Freundinnen! habt Dank, daß ihr so fleißig in meine Schule gegangen seyd. Nun wer-

werde ich nicht mehr lange bey euch seyn; denn es ist Gottes Wille, daß ich bald sterben soll.

Die **Kinder weinten.** O! meine guten Kinder, weinet nicht! Ich hinterlasse euch meine Lehren, die ich euch so oft gegeben habe, da ich, wie ein Vater, mitten unter euch war. Ihr habt mich nie Thränen gekostet; und wenn ich weinte, so weinte ich vor Freuden, weil ihr brav waret. Bemühet euch, ich bitte euch, meine Lehren täglich mehr **zu verstehen**, und dann, so lange ihr leben werdet, **auszuüben.** Untersuchet jeden Abend, was ihr den ganzen Tag hindurch gedacht, geredet, und gethan habt; und findet ihr einen Fehler, so begeht ihn ja des andern Morgens nicht mehr, und werdet besser. Bey Sonneaufgang sey jedesmal euer erster Gedanke Gott, und der letzte bey Sonneuntergang. Ihr sollt nicht nur jetzt als gute Kinder bey meinem Sterbebette, ihr sollt auch einst noch als gute Menschen, und Christen und Bürger bey meinem Grabe stehen, und ich will jetzt den Trost mit mir in den Himmel nehmen, daß ich Bäume gepflanzt habe, die gute Früchte tragen.

Hier brach seine Stimme, er hob seine schwache Hand auf, gab ihnen den Segen,

und

und stammelte diese Worte: Gott leite euch zu allem Guten!

Das Herz klopfte gewaltig, er küßte das Bild des Gekreuzigten, bewegte die Lippen, als wenn er bethete, sah gen Himmel, legte die Hände über die Brust zusammen, röchelte, und starb. —

Man hörte nichts als lauter Seufzer der Kinder. Endlich rief der älteste Knab auf: Ihr Mitschüler, und Mitschülerinnen! Was soll uns das Weinen und Seufzen helfen! Wir können unserm beßten Lehrer für all das Gute, das er an uns gethan hat, nicht besser danken, als wenn wir seinen Lehren folgen. Kommt, wischt die Thränen ab, wir wollen fromm und gut bleiben.

Die Kinder gaben sich die Hände; und als sie groß wurden, waren sie weit und breit die bravsten Leute.

IIII.

Regeln der Wohlanständigkeit.

1. §.

Ich verstehe unter den Regeln der Wohlanständigkeit nichts anders, als die Beobachtung desjenigen äußerlichen Betragens, welches euch bey den Leuten beliebt macht, und ohne welches euch die Leute nicht achten, oder wenigst nicht so lieb haben. Hier sind die Regeln.

2. §.

In Rücksicht des Morgens und Abends.

1. Sobald ihr vom Bette aufgestanden seyd, ziehet geschwind eure Kleider an, und laufet weder im Hemde, noch in einer andern unanständigen Kleidung umher. Wenn es seyn kann, kleidet euch nie in andrer Leute Gegenwart an. Putzet täglich eure Schuhe, oder wenn ihrs nicht könnt, bittet je-

manden im Hause, daß er sie euch putze. Stäubet, oder bürstet eure Kleider aus, und waschet dann Kopf, Gesicht, Mund; Zähne, Hals, Ohren und Hände mit frischem Wasser über eine Schüssel; aber gießet oder schüttet das Wasser nie auf den Boden. Reiniget euch mit einem Fischbeine die Zunge; kämmet eure Haare, und bringet sie in Ordnung.

2. Ehe ihr aus dem Zimmer gehet, sehet zu, ob eure Kleidungsstücke gehörig am Leibe stehen, und ob nichts beschmutzt, oder zerrissen ist.

3. Nach dem Morgengebethe gehet zu euren Aeltern, Verwandten, oder Vorgesetzten im Hause, machet ihnen eine Verbeugung, küsset ihnen die Hände, wünschet ihnen einen guten Morgen, und verfüget euch dann zu eurer Arbeit.

4. Abends nach dem Nachtgebethe wünschet euren Aeltern ꝛc. eine gute Nacht, küsset ihnen die Hände, kleidet euch in eurem Schlafzimmer stille aus, leget eure Kleider ordentlich zusammen, und gehet züchtig zu Bette, bedecket euch im Bette ehrbar, und leget euch weder auf die Aerme, noch aufs Angesicht, noch auf den Rücken, sondern auf die rechte Seite.

3. §.

In Rücksicht der Leibesstellung.

1. Halter beym Stehen den Kopf gerade, die Kniee steif, die Füsse auswärts, und die Fersen zusammen.

2. Gehet nicht zu geschwinde, und nicht zu langsam, machet keine zu kurzen und keine zu langen, sondern gleiche Schritte.

3. Springet, hüpfet, und laufet auf der Gasse nicht, setzet die Füsse im Gehen nicht einwärts, schleifet mit den Schuhen nicht auf dem Boden daher, oder wetzet sie nicht an die Strümpfe, stosset die Knöchel nicht zusammen, wackelt mit dem Leibe nicht hin und her, schaut nicht immer um, sondern sehet vor euch hin, daß ihr nicht stolpert, und bleibet nicht bey jeder Kleinigkeit stehen.

4. Sitzet gerade, und mit dem Kopfe aufrecht. Leget die Füsse nicht übereinander, strecket sie auch nicht zu weit von euch weg, oder auseinander. Setzet euch nicht auf das Eck, sondern mitten auf den Sessel, und schwanket Stuhl oder Sessel nicht wie eine Wiege hin und wieder, sondern sitzet stille.

5. Lehnet den Rücken nicht an den Sessel, sondern sitzet frey. Stützet den Kopf

nicht

nicht auf die Hand, und den Ellenbogen nicht auf den Tisch.

4. §.

In Rücksicht der Kirche.

1. Wenn ihr paarweise zur Kirche gehet, machet keine Unordnung im Gehen, und schwätzet oder lachet nicht miteinander. Knaben ziehen außer der Kirchenthüre den Hut ab, und halten ihn unter dem Arme.

2. Machet vor Gott die tiefste Kniebeugung. Gehet dann, ohne die Leute anzugaffen, zu demjenigen Orte hin, der euch bestimmt ist, und bethet andächtig.

3. Haltet unter dem Gottesdienste jedesmal die Einförmigkeit mit andern Leuten, das ist, singet, wenn man singen, und stehet, sitzet, oder knieet, wenn man stehen, sitzen, oder knieen soll. Lehnet euch aber mit dem Ellenbogen nicht auf den Bethstuhl, sondern knieet aufrecht, und bethet mit aufgehobnen Händen.

4. Sehet nicht um, oder auf andre Leute, schwätzet und lachet nicht. Tändelt nicht mit Bildern, Büchern, oder d. gl. Gebet mit der Hand, oder dem Fuße den Takt nicht zur Musik, schlafet nicht, und nehmet ja keine

ne Hunde mit euch; denn ihr seyd des Bethens wegen in der Kirche.

5. Wartet allemal zu, bis der Gottesdienst geendigt ist, und laufet darunter weder hin und wieder, noch aus der Kirche.

6. Wenn der Gottesdienst vollendet ist, so bieget wieder tiefest die Knie vor Gott, und gehet ohne Geräusch und züchtig aus der Kirche. Knaben setzen außer der Kirchethüre ihren Hut auf den Kopf. Dann begebet euch zur Arbeit nach Hause, oder in die Schule.

5. §.

In Rücksicht der Schule.

1. Knaben nehmen außer der Thüre des Schulzimmers ihren Hut ab. Alle Kinder streifen das Koth oder den Schnee von den Schuhen, schließen die Thüre leise auf und zu, machen dem Lehrer eine Verbeugung, oder küssen ihm die Hand, verfügen sich in ihr Ort, wiederholen in der Stille ihre Aufgaben, und bleiben ruhig, bis es zum Schulgebethe Zeit ist.

2. Kommet nicht zu fruh und nicht zu spät zur Schule, und seyd ihr zu spät gekommen, so entschuldiget euch beym Lehrer

mit wenigen Worten, und redet die Wahrheit.

3. Schwätzet nicht; mit einem Worte, verursachet keine Unruhe, und störet kein Kind im Lernen. Bringet auch keine Tändeleyen mit euch in die Schule.

4. Merket auf den Lehrer; und gebet wohl Acht, daß ihr in der Aufgabe weiter fahren, oder dem Lehrer Antwort geben könnt, wenn er euch aufruft.

5. Wenn euch der Lehrer anredet, so stehet allemal von eurem Sitze auf, antwortet laut und deutlich, schreyet aber nicht, und schnattert nicht wie die Gänse fort, sondern machet eure Rede und Antwort so kurz, als es möglich ist.

6. Lachet und spottet eure Mitschüler und Mitschülerinnen nicht aus, wenn sie einen Fehler begehen, oder gestrafet werden.

7. Nehmet keine Feder, kein Papier, Buch rc. von ihnen, wenn sie es euch nicht zuvor erlaubt haben.

8. Hütet euch, hinterrücks oder auf einer Seite in ihr Geschriebnes hineinzublicken, um ihnen dasjenige verstohlner Weise abzusehen, was ihr selbsten verfertigen sollet.

9. Schauet nicht viel auf andre Kinder, sondern gebet auf euch selbsten Achtung, und gebet nicht jeden Fehler, den ihr sehet, oder höret beym Lehrer an.

10. Gehet unter der Lernzeit nie ohne Noth aus der Schule, und müsset ihr weggehen, so bittet den Lehrer zuvor um Erlaubniß, und kommet bald wieder zurücke.

11. Gehet nie aus eurem Orte, ausgenommen der Lehrer befiehlt es euch.

12. Nehmet weder Obst, noch Brod ꝛc. mit euch in die Schule. In der Schule ißt man nicht, man lernt.

13. Werfet weder Papier, noch andre Sachen auf den Boden.

14. Spritzet die Dinte nicht aus Kleid eures Mitschülers, aber auch nicht auf den Boden, an die Mauer, oder auf die Bank, sondern in den Schreibzeug, und beschmutzet Gesicht, Finger, Bücher, Papier ꝛc. nicht damit.

15. Kauet nicht an den Federkielen, und zerschneidet keine Schulbank.

16. Schreibet mit Bleystiften, oder Dinte nicht auf die Schulbank, oder an die Mauer.

17. Im Mangel eines Streusandes oder Fließpapiers kratzet das Weiße nicht von der Mauer.

18. Nach dem Schulgebethe packet euer Lernzeug hübsch zusammen, gehet ohne Geräusch und Gedräng aus eurem Platze, und machet dem Lehrer eine Verbeugung, oder küsset ihm die Hand. Knaben setzen außer der Schule ihren Hut wieder auf den Kopf, und alle Schulkinder gehen stille nach Hause.

6. §.

In Rücksicht des Essens und Trinkens.

1. Nach dem Tischgebethe wünschet euren Aeltern, und andern Leuten, die noch mitessen, einen guten Appetit, und nachdem sich die vornehmern Personen niedergesetzt haben, nehmet euren Platz, und dann das Serviet, welches auf dem Teller liegt. Setzet euch nicht zu nahe an den Tisch, und nicht zu weit davon; leget auch die Aerme nicht auf den Tisch, sondern nur die Hände.

2. Wartet, bis andre von den Speisen herausgenommen haben, oder bis man vorgelegt hat. Dürfet ihr aber selbsten in die Schüssel fahren, so greifet jedesmal nach der schlechtern Portion. Fasset Löffel, Messer,

oder Gabel nicht mit der ganzen Hand, sondern nur mit dreyen Fingern an. Schlurfet die Suppen und Brühen nicht vom Löffel herab, und rühret die Speisen so wenig, als es möglich ist, mit den Fingern an.

3. Esset nicht zu geschwind, und nicht zu langsam, nicht zu begierig, und nicht zu viel, und schmatzet unter dem Essen nicht.

4. Nehmet keine heißen Speisen, und keine größern Portionen in den Mund, als ihr auf einmal schlucken könnet. Naget nicht an den Knochen, und klopfet oder sauget das Mark nicht aus den Beinen, sondern nehmet es mit dem Messer oder der Gabel heraus. Könnet ihrs aber nicht kriegen, so lasset es lieber in den Beinen. Redet nicht, wenn ihr die Backen voll habt. Ueberhaupt sollen Kinder, wenn sie sich unter erwachsenen Personen befinden, nie etwas sprechen, so lange die Rede nicht an sie kömmt.

5. Beine, Fischgräten, Krebs- oder Eyerschaalen, und dergleichen uneßbare Ueberbleibsel von Speisen leget man auf den Rand des Tellers. Speyet aber z. B. Kirschkerne nicht gerade aufs Teller hin, sondern nehmet sie in die Hand, oder was noch anständiger ist, fasset sie mit dem Löffel vom Munde weg, und schüttet sie ohne Geräusch aufs Teller.

Le-

Leget auch die Speise, die ihr einmal auf eurem Teller gehabt habet, nicht mehr in die Schüssel; und wenn ihr Salz brauchet, so bittet um Erlaubniß, eins nehmen zu dürfen, wischet mit dem Serviete das Messer ab, und nehmt es mit der Messerspitze.

6. Stosset kein Glas, Salzfäßchen ꝛc. um, und stosset auch denjenigen nicht mit dem Ellenbogen, der bey euch sitzt. Bemackelt mit den Speisen oder dem Getränke weder eure Kleider, noch das Tischtuch.

7. Schlecket die Finger nicht ab, und leget Löffel, Messer, Gabel nicht aufs Tischtuch, wenn sie schmutzig sind. Wischet auch den Mund öfters mit dem Serviete ab.

8. Wenn ihr ausspeyen, husten, nießen, euch schneuzen, oder räuspern müsset, so wendet euch zur Seite, und haltet Serviet, oder Schnupftuch vors Gesicht.

9. Ehe ihr trinket, und so oft ihr getrunken habt, wischet den Mund mit dem Serviete ab; trinket aber euer Glas nicht auf ein- oder zweymal aus, und esset nach dem Trunke ein Bröckchen Brod. Wenn ihr trinket, sehet in das Glas, und nicht auf die Leute, die beym Tische sitzen. Hütet euch, daß das Getränk im Hinunterschlucken

kein

kein Geräusch durch die Gurgel macht, und kreißet nach dem Trunke nicht, wie ein Taglöhner, der Holz gehackt hat.

10. Wenn ihr euch oder andern ein Getränk einschenket, so füllet das Glas nicht bis oben, und noch weniger so voll an, daß es überläuft. Man pflegt gemeiniglich einen Finger Raum zu lassen. Reichet das Glas, woraus ihr getrunken habt, niemanden dar, ausgenommen, ihr hättet es zuvor ausgewaschen: und dann pflegt man es auf einem Teller darzureichen.

11. Kömmt euch etwas von einer Speise in die Zähne, so nehmet einen hölzernen Zahnstöcher, nie aber Messer oder Gabel, und haltet das Serviet vors Gesicht.

12. Wenn die Speisen heiß sind, so blaset nicht auf jeden Löffel voll, sondern wartet, bis sie ausgekühlt sind. Beißet mit den Zähnen kein Brod ab, sondern schneidet es. Helfet der Speise mit einem Bröckchen Brod, oder mit der Gabel auf den Löffel, nie aber mit dem Finger; dann scharret den Rest der Suppe oder Brühe nicht mit dem Löffel zusammen, sondern neiget den Teller ein bißchen, daß ihr Suppe oder Brühe ohne Geklimper auffassen könnet. Streichet auch das Fett mit dem Brode nicht vom Teller.

13. Seyd nicht lecker = oder eckelhaft, und gebet eure Lust oder Unlust im Essen, und Trinken weder durch Worte, noch Zeichen zu erkennen; denn Kinder müssen alles essen können; und es wäre gewiß höchst unanständig, wenn ihr z. Beyspiel sagen wolltet: Ich mag diese Speise nicht rc. Habet ihr Eckel an einem Gerichte, so lasset es lieber, ohne etwas zu sagen, auf eurem Teller liegen.

14. Stehet nie ohne Nothwendigkeit vom Tische auf. Mangelt aber einem Gaste etwas, das ihr ihm verschaffen könnet, so biethet ihm eure Dienste an, und bringet es schnell herbey.

7. §.

In Rücksicht des Umgangs mit Andern.

1. Mischet euch nie in eine Gesellschaft, zu der ihr nicht eingeladen seyd.

2. Kommet ihr zu einem Bekannten, so wünschet ihm nach Beschaffenheit der Zeit einen guten Morgen, guten Abend rc. Ueberhaupt grüsset die Leute freundlich, und danket ihnen höflich, wenn sie euch gegrüsset haben. Knaben ziehen für ihre Leute, die mehr, als sie sind, den Hut ab.

3. Begegnet euch eine vornehme Person, oder euer Oberer, dann stehet ein wenig, und machet eine Reverenz. Knaben nehmen ihren Hut in einer Entfernung ab, und setzen ihn nicht eher auf, als bis die Person etliche Schritte vorüber ist.

4. Geht so eine Person mit euch, so lasset ihr die rechte Hand, und bleibet auf der linken immer etwas zurücke, doch so, daß sie euch sehen, und mit euch sprechen kann.

5. Geht jemand, der vornehmer ist, als ihr seyd, mit euch spatzieren, so steht nie eher stille, als er stille steht; gehet aber auch nicht schneller, als er geht, und wendet euch nicht zu erst um, wenn der Gang ein Ende hat, sondern wartet zu, bis er sich umwendet; kehret ihm auch bey der Wendung nicht den Rücken, sondern das Gesicht zu.

6. Wenn ihr in einer Kutsche fahret, so setzet euch auf den Platz, wo ihr den Rücken gegen die Pferde kehret. Steiget zu letzt ein, und zu erst aus.

7. Heißet einen Vornehmern niemals den Hut aufsetzen; setzet ihn aber auch nicht eher auf, als bis er euchs erlaubt, und sich selbst zuvor bedecket hat. Wenn man zweymal auf-

zusetzen geschaffet hat, so ist es wirklich Gewohnheit, sich mit dem Hute zu bedecken, und so vom Niedersitzen, u. a. d. gl. zu sprechen.

8. Kommet ihr zu einem Vornehmern ins Haus, so erkundiget euch zuvor um seinen Titel; dann sehet euch im Vorzimmer um einen Bedienten um, der euch meldet, und lasset euren Stock außer dem Zimmer stehen. Pflegt der Vornehmere niemanden bey sich melden zu lassen, so klopfet leise an der Thüre des Zimmers, und wartet eine kleine Weile, ehe ihr wieder klopfet, wenn man euch das erstemal nicht gehöret hat. Tretet dann mit dem Hute unter dem Arme ohne Geräusch ins Zimmer, schließet die Thüre sachte hinter euch zu, machet eine Verbeugung, gehet bis auf ein Paar Schritte auf ihn zu, redet, und antwortet kurz, deutlich und höflich. Trägt man euch einen Sitz an, so nehmet ihn beym zweyten Antrage ohne gezwungenes Weigern. Ist aber der Vortrag eurer Sache geendiget, und merket ihr, daß man nichts weiter mit euch sprechen will, so stehet auf, setzet den Sessel weg, empfehlet euch, und entfernet euch unter der gehörigen Verbeugung.

9. Horchet außer den Thüren nie zu, was in den Zimmern gesprochen wird; fraget auch Personen, die höher sind, als ihr seyd, niemals, wie sie sich befinden. Ueberhaupt sind alle Fragen an Vornehmere unartig; hütet euch also, denn es steht euch nicht zu, sie einer Sache wegen auszuforschen.

10. Machet kein Geräusch, wenn ihr euch schneuzet, und bedienet euch eines saubern Schnupftuches. Habt ihr euch geschneuzt, so sehet nie ins Schnupftuch, noch weniger lasset es der Windbeuteley wegen aus der Tasche heraushangen. Wenn ihr ausspeyen müsset, so speyet ins Schnupftuch. Wendet aber beym Schneuzen, Nießen, Husten, und Räuspern den Kopf jedesmal seitwärts, daß ihr den Gegenwärtigen keinen Eckel verursachet.

11. Seyd ihr in Gesellschaften; (ich wünsche, daß Kinder selten in Gesellschaften erwachsener Leute seyn möchten) doch — seyd ihr in Gesellschaften, so suchet niemanden vorzusitzen, oder vorzugehen. Fallet niemanden in die Rede. Verlanget nicht immer zu sprechen, und stosset, oder stupfet niemanden, damit er eurem Gespräche zuhören möchte. Verschaffet andern vielmehr Gelegenheit, daß sie auch sprechen können.

Wie-

Wiederholet nicht, was andre schon gesagt haben. Streitet mit niemanden, wenn ihr auch gewiß wisset, daß ihr Recht habet, sondern traget die Sache vor, wie ihr sie wisset, und gebet dann nach.

12. Es ist auch unhöflich, wenn Kinder die Sache besser erzählen wollen, als diejenigen Personen, welche die Erzählung angefangen haben, sey es, daß ihr bereits wisset, was andre Leute sagen wollen. Es schickt sich auch nicht, daß ihr fraget, wovon die Rede sey, wenn ihr etwas später zu einer Erzählung gekommen seyd. Hat man das Gespräch aus Höflichkeit gegen euch unterbrochen, so bittet, daß man darinn fortfahren möchte, wenns euch erlaubt wäre, auch zuhören zu dürfen.

13. Wenn ihr weggehen wollet, gehet nicht vor dem Gesichte, sondern hinter dem Rücken der Gegenwärtigen vorbey, und machet der ganzen Gesellschaft nach Standesgebühr ein Kompliment.

14. Redet in Gegenwart andrer niemanden ins Ohr, lachet nicht, wenn ihr mit jemanden allein redet, sonst möchten die andern Gesellschafter meynen, ihr wollet sie verlachen. Enthaltet euch auch zu fragen, was andre einander heimlich sagen, und

spre-

sprechet nie von Sachen, die ihr nicht verstehet, oder die geheim bleiben müssen.

15. Vermeidet Maulkrümmungen, Augenverdrehungen, Blinseln u. s. f. und zeiget niemals mit Fingern auf diejenige Person', von der die Rede ist. Haltet unter dem Gespräche eure Hände ruhig, und ziehet die Finger nicht gliedweise an, daß sie krachen. Beißet und naget nicht an den Nägeln, sondern schneidet sie bey rechter Zeit zu Hause ab. Räumet mit den Fingern die Nasenlöcher nicht aus. Spielet nicht mit dem Stocke, Hute, Fächer, u. d. gl.

16. Hütet euch, daß ihr im Reden niemanden mit eurem Speichel bespritzet. Schüttelt den Kopf nicht, wenn ihr antworten sollet. Beißet nicht in die Lefzen, belecket sie nicht immer, oder drücket sie nicht zu enge übereinander; reißet aber auch die Augen, und den Mund nicht weit auf.

17. Sehet euch unter den Leuten nie an, ob euch Schuhe, Strümpfe, und andre Kleidungsstücke wohl anstehen. Stellet euch nicht vor die Spiegel, und richtet nicht an eurer Kleidung. Sitzet nicht, wenn andre stehen, und geht im Zimmer auf und ab, wenn andre sitzen, oder stehen. Redet nie von Sachen,

chen, die andern Eckel, oder Verdruß verursachen können.

18. Auf der Gasse mit sich allein reden, lachen, singen, andern nachschreyen, Schneeballen machen, und Hunden ꝛc. nachwerfen, Obst oder Brod kaufen, und auf dem Markte essen, u. d. gl. sind Dinge, die wider den Wohlstand laufen.

19. Gähnet nicht, wenn jemand mit euch redet; müsset ihr aber gähnen, so reisset den Mund nicht auf, daß es jedermann sehe, sondern hebet die Hand, oder das Schnupftuch vor. Greifet nicht auf eurem Kopfe herum, und stecket die Hände weder in den Hosensack, noch in die Rocktasche,; haltet sie auch nicht hinter dem Rücken zusammen, und stützet sie nicht auf die Hüfte.

20. Gebet höhern Personen niemals Empfehlungen, oder Grüße an andre auf; antwortet ihnen auch niemals mit Ja oder Nein allein; sondern setzet allemal ihren Ehrentitel dazu, z. B. Ja Euer Exzellenz ꝛc.

21. Redet nicht zu laut, und nicht zu stille, nicht zu geschwind, und nicht zu langsam, und redet, daß man euch verstehe.

22. Redet nicht bäuerisch, sondern regelmäßig, wie ihrs heut zu Tage in den Schu-

len

len lernet. Bedienet euch aber keines gezwungenen Tones, keiner affektirten Redensart, keiner auswendig gelernten Sprüche, keiner unehrbaren Ausdrücke.

23. Sprechet bey Vornehmern nie von euren Träumen, Hunden, Katzen, eurem Putze, u. d. gl. kindischem Zeuge. Vernünftige Leute hören gerne vernünftige Dinge. Sehet auch niemanden frech, starr, oder höhnisch ins Gesicht; schlaget aber auch die Augen nicht nieder, als wenn ihr euch niemanden anzusehen getrautet.

24. Lachet nie laut, und am wenigsten über eure eigne Einfälle. Machet keine Spasse; denn Kindern steht das Spassemachen unter erwachsenen Personen nicht an. Lobet euch auch nicht selbsten; und wenn euch jemand in eurer Gegenwart lobet, so leitet das Gespräch lieber auf eine andre Materie hinüber.

25. Es wäre schändlich, wenn ihr Schriften, und Bücher, die einem andern gehören, ohne Erlaubniß lesen, oder andre fremde Sachen vorwitzig angreifen wolltet.

26. Wenn ihr allein in einem Zimmer seyd, so versuchet dasjenige, was verschlossen ist, nicht zu eröffnen, und anzusehen,

und

und wenn jemand etwas liest oder schreibt, so gehet nie so nahe, daß ihrs auch lesen könnt.

27. Menget euch nicht unter Leute, die in besondern Unterredungen begriffen sind, wenn ihr auch schon gut mit ihnen bekannt seyd.

28. Soll ein Vornehmer zu euch ins Haus kommen, so müsset ihr ihn gleich vor der Thüre empfangen, vor euch hineingehen lassen, ihm einen Sessel geben, und bitten, daß er sich setzen möchte; ihr müsset aber vor ihm stehen bleiben, bis ers anders befiehlt. Geht er wieder fort, so müsset ihr ihn bis vor die Hausthüre weg begleiten.

29. Kommet ihr in einen fremden Garten, so hütet euch, ohne Erlaubniß, Blumen oder Früchte abzubrechen, und in das Gras, oder die Beeten zu treten.

Ich könnte euch noch mehr Regeln von der Wohlanständigkeit hersetzen; aber genug! Sehet lieber auf wohlerzogene Leute, und ahmet ihnen nach.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Innhalt.

Seite.

Von Gott. — — — — — 1

Fortsetzung. — — — — — 6

Fortsetzung. — — — — — 10

Gott ist allmächtig. — — — — 13

Gott ist höchst weise. — — — 18

Gott ist aller unser Vater. — — 20

Gott weiß alles. — — — — 42

Gott belohnt das Gute, und bestraft das Böse. — — — — — 23

Vom Gebethe. — — — — — 29

Fortsetzüng. — — — — — 33

Von der heil. Schrift. — — — 37

Fortsetzüng. — — — — — 38

Wenn ihr lange und gesund leben wollet, seyd mäßig. — — — — — 42

Fortsetzung. — — — — — 47

Innhalt.

Seite.

Gesundheit und gerade Glieder sind über Gut und Geld. — — — — 52

Wer das Wenige nicht ehrt, ist das Mehrere nicht werth. — — — — ibid.

Das mäßige Mägdchen. — — — 53

Was heißt mäßig seyn? — — — ibid.

Lied eines Bürgerskindes rc. — — 55

Vom übermäßigen Essen und Trinken — 56

Die jungen Näscher. — — — ibid.

Der lungensüchtige Bäckerjunge. — — 58

Ein Volltrinker bricht sich die Beine. — 60

Die Knaben mit der Schlüsselbüchse. — 61

Ein unglücklicher Sturz übers Fenster. — 63

Das scheugemachte Pferd. — — — ibid.

Die Giftkräuter. — — — — 64

Die Wasserfahrt. — — — — 65

Der Kletterer. — — — — 66

Arbeit bringt Freude — — — 68

Der Bettler. — — — — — 70

Fortsetzung. — — — — — 71

Der fleißige Handwerksbursche. — — 73

Der

Innhalt.

Seite.

Der schlechte Arbeiter. — — — 74

Die fleißige Magd. — — — — 75

Genießet eure Vergnügungen mäßig. — 76

Kinderspiele. — — — — — 78

Von Abhärtung des Körpers und dem Gebrauche der Glieder. — — — 83.

Der reinliche Knabe. — — — 88

Das reinliche Mägdchen. — — — ibid.

Der Schrecken. — — — — 50

Der fürchterliche Todtenkopf. — — 91

Der Geist im Keller. — — — ibid.

Ein gefährlicher Spaß. — — — 92

Die Todtenuhr. — — — — 93

Die Hexerey. — — — — — 94

Das Gespenst auf dem Gottesacker. — 95

Die Drude. — — — — — 97

Das furchtsame Mägdchen. — — 98

Der ungeschickte Teufel. — — — 99

Die gefährliche Reise zu Wasser. — 100

Das Donnerwetter. — — — — 102

Innhalt.

Seite.

Verhaltungsregeln beym Donnerwetter. 103

Blitzableiter, und Wetterläuten. — — ibid.

Mäßiget euren Zorn. — — — 106

Sanftmuth. — — — — — 107

Sowohl Freude, als Traurigkeit schaden, wenn sie übermäßig sind. — — 109

Geduld. — — — — — 111

Wenn ihr krank seyd, bittet eure Aeltern, daß sie einen Arzt um Rath fragen. — 113

Lasset euch die Arzneymittel beym Doktor aufschreiben. — — — — 115

Der Pfuscher in der Wundarzneykunst. — 117

Ueberwindet euch selbst. — — — 118

Fortsetzung. — — — — — 121

Ein Traum. — — — — — 132

Der erste Fehler zieht gemeiniglich den zweyten nach sich. — — — — 124

Was für Menschen sind glückselig, oder unglückselig? — — — — 126

Der Körper des Menschen verfault, aber die Seele lebt fort. — — — 127

Fortsetzung. — — — — — 131

Lernt

Innhalt.

	Seite.
Lernt fleißig. — — — — —	138
Was willst du für ein Handwerk lernen?	140
Man muß Dinge lernen, wodurch man einst sein Brod verdienen kann. — —	142
Der adeliche Korbmacher. — — —	144
Geschichte des Brods, Mehls rc. — —	145
Der aufmerksame, und flatterhafte Schüler.	148
Ich will studiren, und etwas rechts werden. Ein Gespräch. — — — —	149
Man muß sparsam seyn. — — —	150
Man muß das Geld regieren können. —	151
Die verschwenderischen Zinsleute. — —	152
Die Geizhälse. — — — —	153
Der sparsame Hausherr. — — —	154
Der wirthschaftliche Taglöhner. — —	155
Der dankbare Sohn. — — —	156
Der Soldat aus Vatersliebe. — —	157
Das ungehorsame Kind. — — —	160
Das gehorsame Mägdchen. — — —	ibid.
Achtung eines Schülers gegen seinen Lehrer.	161

Ein

Innhalt.

Seite.

Ein Knabe, der seinem Hofmeister nicht gefolget hat. — — — — — 162

Dienstbothen soll man gut halten. — 163

Ein wahrer Freund ist mehr, als Geld werth. 167

Dankbarkeit gegen Wohlthäter. — — 172

Eine alte Dankbarkeit. — — — ibid.

Die Geschwisterliebe. — — — 173

Ein Mensch bedarf des andern Hilfe. — 174

Kinder bedürfen der Aufsicht ihrer Aeltern und Lehrer. — — — — 177

Fortsetzung. — — — — — ibid.

Thut niemanden etwas Leids. — — 181

Ein Gespräch zwischen zweyen Mägdchen. 183

Vom Mitleiden. — — — — 185

Liebet alle Menschen. — — — 186

Die Furcht unehrlich zu werden. — — 188

Thut niemanden Schaden. — — — 189

Nichts ist so klein gesponnen, es kömmt an die Sonne. — — — — 190

Der Dieb. — — — — — 191

Der Betrüger. — — — — 193

Eine

Innhalt.

Seite.

Eine redliche Hand geht durchs ganze Land. 194

Wenn dich jemand betrogen hat, ists erlaubt, daß du ihn wieder betrügst? — — 195

Der Hehler — — — — — ibid.

Der Lügner — — — — — 196

Der Heuchler. — — — — 198

Die schädlichen Zinsleute. — — — 199

Der redliche Finder. — — — 201

Guter Namen ist mir so lieb, als mein Leben. 204

Wie der Schall in den Wald geht, so geht er wieder heraus. — — — 206

Die Schadenfreude. — — — — 209

Der dienstfertige Nachbar. — — — 210

Die Schlafhaube. — — — — 211

Das barmherzige Kind. — — — 212

Der barmherzige Knabe. — — — 213

Der Verschwiegne. — — — — 215

Die Schwätzerinn. — — — — 216

Der freundliche Knabe. — — — 218

Die Tulpe und das Veilchen. — — 222

Der

Innhalt.

Seite.

Der Prahler. — — — — 223

Der Neid — — — — — ibid.

Untreue trifft seinen eignen Herrn. — 225

Folget dem guten Rathe alter Leute. — 227

Schätzet die alten Leute. — — — 228

Der Blödsinnige. — — — — 232

Der Thierquäler. — — — — 232

Der Lehrer auf dem Sterbebette. — — 234

Die Regeln der Wohlanständigkeit. — 237

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sutor, Andreas

Ein Lesebuch für Stadtkinder

München 1790

ESlg/Phys.g. 625 r#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00066494-9
VD18 14701634